UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

II. Zur deutschen Sprache und Volkskunde

urn:nbn:de:hbz:466:1-69607

Visual Library

II.

Zur deutschen Sprache und Volkskunde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zur Charakteristik der Soldatensprache

Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Philologie 1919

Der Krieg hat der Erforschung der deutschen Soldatensprache einen neuen, starken Impuls gegeben. Schon Anfang 1916 regte sich der Wunsch, das Wortmaterial der Sprache des Krieges durch großzügige Sammlungen einzuheimsen und für spätere Darstellung und Bearbeitung zu sichern. Die Aufgabe lag am Wege; es ist kein Wunder, wenn sie von mehreren Seiten gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Was bis jetzt an Werbeschriften, abgeschlossenen Arbeiten und programmatischen Erklärungen vorliegt, zeigt bei aller Verschiedenheit nach Art und Wert doch eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Beurteilung von Wesen und Bedeutung der Soldatensprache, und es scheint, als sollte diese communis opinio auch der Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes werden. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat sich bekanntlich der Soldatensprache angenommen und hat eine 'Kommission zur Sammlung der deutschen Soldatensprache' eingesetzt, die mit der Wörterbuchkommission der bayrischen Akademie der Wissenschaften durch Personalunion und Materialunion verbunden ist. Diese Kommission hat schon 1917 eine Programmschrift erscheinen lassen; es ist das Buch von Otto Mauzer, Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme, eine Schrift, die sich in ihren Grundanschauungen wesentlich im Gleise der populäreren Arbeiten zur Soldatensprache bewegt, deren wir schon eine ganze Menge besitzen. Ich glaube, daß man gegen diese heute herrschende Auffassung und Wertung der Soldatensprache Bedenken geltend machen muß.

Was heißt überhaupt Soldatensprache? Schon bei dieser ersten und notwendigsten Frage beobachtet man gefährliche Unklarheit. Es geht nicht an, eine neuere Soldatensprache anzusetzen, die etwa von 1890 bis zum heutigen Tag reicht und deren Elemente man als konform nebeneinander stellen kann. Die Sprache des Krieges ist etwas substantiell anderes als die Soldatensprache vor dem Kriege, so anders, daß man gut täte, ihr einen besonderen Namen zu geben. Man kann die Soldatensprache vor dem Kriege eine Standessprache nennen: als Sprache eines besonderen Lebenskreises hat sie ihre eigene Terminologie und Ausdrucksweise, als Sprache eines abgeschlossenen Standes hat sie ihre Exklusivität, als Erzeugnis konservativer Tradition hat sie eine gewisse Festigkeit und Dauer, und entsprechend der Eigenart soldatischer Verhältnisse hat sie ihre ganz bestimmte Stimmungslage, — um nur die Hauptkennzeichen hervorzuheben. Der Sprache des Krieges fehlte vor allem das Kriterium der Beschränkung auf einen besonderen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stand. Das Heer, das diese Sprache schuf und redete, war schließlich das ganze Volk, soweit es unter Waffen stand; in diesem Heer traten die Berufssoldaten und die aktiven Leute, die man als Träger der Standessprache ansprechen kann, immer mehr zurück. Die notwendige Folge war, daß die soldatische Standessprache überwuchert wurde von dem Sprachmaterial, das das Volk mitbrachte: die eigentliche Mundart scheint sehr wenig hergegeben zu haben, mehr die Jargons verschiedener Bevölkerungsschichten (Studenten, Handwerker, Industriearbeiter, Kunden und Pennbrüder), das meiste die landschaftlich gesonderten Zweige der Vulgärsprache. Die Soldatensprache ist also nur ein Element der Kriegssprache, natürlich das zentrale, grundlegende. Aber auf dieser Grundlage erwuchs etwas innerlich anderes, das nicht nur durch Umfang, Farbe und Stimmung, sondern auch sozusagen durch seine Konsistenz von der alten Standessprache geschieden ist. Das Zusammenströmen von Mengen ziemlich inkongruenten Sprachgutes, das vermehrt wurde durch eine Fülle ungleichwertiger und ungleichlebiger Neubildungen, ergab zunächst ein stark fluktuierendes, unruhiges Gebilde, das der Festigkeit durchaus ermangelte, die man von einer Standessprache verlangt. Das hat sich im Laufe des Krieges freilich geändert. Es entwickelte sich nach und nach eine gewisse Gleichmäßigkeit auch in dem alltäglichen Sprachmaterial, ein gewisses Sichsetzen und Festwerden von Bezeichnungen und Wendungen trat ein. Die lange Dauer des Krieges und die zunehmende Durcheinanderwürfelung der deutschen Stämme im Feld und in der Heimat hat es allmählich dahin kommen lassen, daß etwas wie ein Kriegsjargon entstand, der bei allen Unterschieden, die namentlich zwischen norddeutschen und süddeutschen Truppen wahrzunehmen waren, doch seine innere Einheitlichkeit nicht verleugnet. Aber diese Kriegssprache ist, wie sie ist, ein ephemeres Gebilde, nur verständlich auf Grund der besonderen Verhältnisse des Krieges und nur lebendig, so lange diese besonderen Verhältnisse sie tragen. Und wie sie sich deutlich scheidet von der Soldatensprache vor dem Kriege, so wird sie sich auch abheben von einer künftigen Soldatensprache; denn diese wird wieder eine Standessprache werden mit all ihren Beschränkungen und inneren Unterschieden gegenüber der Kriegssprache. Selbstverständlich werden viele Wörter und Wendungen aus ihr weiterleben; man kann heute schon beobachten, wie sie die Vulgärsprache speist. Aber viele ihrer Elemente sind unvererbbar, weil an die besonderen inneren und äußeren Bedingungen des Krieges gebunden. Vor allem ist ihr Gesamtcharakter durch den Krieg bedingt und darum singulär, und als Ganzes ist die Kriegssprache heute schon tot.

Nächst dieser Scheidung zwischen soldatischer Standessprache und Kriegsjargon scheint mir wichtigstes Gebot, daß man dem Objekt kritischer gegenübertritt und sich freimacht von einer Voreingenommenheit, die im Grunde einer romantischen Stellung zu dieser Schöpfung des Volkes entspringt. Es sind im wesentlichen drei große Vorzüge, die man der neusten Soldatensprache zuspricht. Man rühmt ihren Reichtum und ihre Produktivität, die sich namentlich an Substantivbildungen demonstrieren läßt. Nur darf man nicht versäumen, den Charakter dieser Produktivität zu studieren und den Reichtum auf seine Art zu prüfen. Tut man es, so stellt es sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heraus, daß vieles Lehngut ist, was zunächst als Neuschöpfung erscheint (z. B. in dem Verbenvorrat), und daß auch in dem Neugeschaffenen die Erfindung vielfach bescheidener Art ist, daß es sich oft nur um die Modulierung gewisser Typen handelt (man gehe einmal die Bezeichnungen für 'Brot' oder 'Marmelade' durch) und daß Analogiebildungen eine sehr große Rolle spielen (man denke an die Triebkraft gewisser Kompositionselemente wie =kopf, =hengst, =bulle, =schwein, =fähnrich). Man rühmt weiter die Kraft der sinnlichen Anschauung und die glückliche Treffsicherheit bei zahlreichen Neubildungen, wieder vornehmlich Substantiven. Das hat guten Grund. Aber es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, diese Vorzüge für alle Schöpfungen der Kriegssprache in Anspruch nehmen zu können. Um nur ein Gegenbeispiel anzuführen, sei auf das eigentümliche Wandern von Bezeichungen hingewiesen, das gerade auf einem Mangel fester sinnlicher Vergegenwärtigung beruht. Wenn etwa die Handharmonika Quetschkommode heißt, ist das ein Bild, das man gelten lassen kann. Wenn aber auch das Maschinengewehr so genannt wird, ist das der Ausfluß eines Spieltriebes, der auf vage Ähnlichkeiten hin oder auf Grund sonstiger lockerer Assoziationen eine Bezeichnung einfach wandern läßt. Die Erscheinung ließe sich durch zahlreiche Beispiele belegen. Am meisten hat man den Witz und die Satire gepriesen, die in den Neuprägungen der Kriegssprache stecken, und mit Recht. In diesen Momenten wohnt originale Kraft, sie bilden den größten Ruhmestitel der Kriegssprache. Namentlich in der Selbstironisierung war der Feldsoldat Meister, und ein Wort wie Heldenkeller für 'Stollen' verdiente mit seiner grandiosen Ironie, daß man es nicht vergäße. Trotzdem wird auch hier nüchterne Betrachtung anders urteilen als der Enthusiasmus der ersten Sammelfreude. Bildungen etwa wie Sündenabwehrkanone für den Pastor oder Unzuchtabwehrkanone für eine Fürsorgedame sind nicht nur geschmacklos, was zu ertragen wäre, sondern auch als Witz ohne Reiz und Kraft, überdies unoriginelle Glieder einer Kette matter Analogien, die die Fliegerabwehrkanone gezeugt hat.

Man geht eben von vornherein fehl und verbaut sich den Weg zu wichtigen Erkenntnissen, wenn man sich der Kriegssprache nähert mit solchen Forderungen ästhetischer Art, die sie wohl oder übel befriedigen soll. Gewiß sind auch ästhetisch wirksame Impulse in ihr lebendig, aber bestimmter gestalten an ihr ganz andersartige Kräfte viel primitiverer Art. Vor allem beherrscht sie ein Spieltrieb, der die verschiedensten Formen annimmt. So hat die Soldatensprache eine ausgesprochene Freude an einer Vielheit von Ausdrucksmöglichkeiten für einen bestimmten Begriff. Namentlich gewisse Grundbegriffe des Soldatenlebens wie 'essen, schlafen, beschossen werden, Bett, Geld' sind mit einer Mehrzahl von Ausdrücken besetzt, die zur selben Zeit bei derselben Truppe promiscue gebraucht werden. In meinem Regiment waren z. B. für 'schlafen' gleichzeitig üblich die Wörter pennen, bofen, dachsen, koksen, kuscheln, von etwas ferner stehenden Wendungen wie sich lang machen, sich hinhauen abgesehen. Dieser spielende Trieb zur Variation übt sich an allen Begriffen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Elementen der Kriegssprache bald in dieser, bald in jener Form. Die Marmelade etwa heißt Offensivbutter, -creme, -fett, -schmiere oder mit anderer Spaltung: Reichs-, Militär-, Armee-, Divisions-, Helden-, Athletenfett. Die Wendung durch den Dreck, die Scheiße ziehen wird variiert zu durch den Kakao oder durch den Drahtverhau ziehen. Der allgemein übliche Ausdruck abhauen 'davongehn' erzeugt abhacken. Die wohl studentische Wendung bei einem Vorgesetzten hängen treibt die Variante baumeln. Neben hereinpfeffern stellt sich hereinsalzen u. s. f. Dieser Spieltrieb hat Freude am Neuen: als wir einmal mit sächsischen Truppen in Berührung kamen, fand sich zu Kram, Gelumpe, Klamotten, Klamauk, wie der Soldat seine Siebensachen nennt, auch das Krämchen bei uns ein, ohne sich freilich halten zu können. Dagegen wurde, als das Regiment nach Flandern kam, der Marineausdruck Bunker in kürzester Zeit bei uns heimisch und verdrängte zeitweise jede andere Bezeichnung für den Unterstand. Es ist zuzugeben, daß diese Tendenz zur Variation, die sich noch in mancherlei anderen Erscheinungen als eine der produktivsten Kräfte der Kriegssprache nachweisen ließe, den Umfang ihres Ausdrucksmaterials beträchtlich steigert, aber ebenso muß man zugeben, daß durch sie die Qualität dieses Materials im ganzen nicht gewinnt.

Ähnliches gilt von den zahlreichen Bildungen, die ihr Entstehen einem zweiten, ebenso primitiven wie triebkräftigen Zeugungsprinzip der Kriegssprache verdanken, nämlich ihrer Neigung zur Onomatopoesie. Am sinnfälligsten tritt sie zu Tage in gewissen Geschoß- und Geschützbezeichnungen, wie Ratschbum, Tschingbum, Hule-Hule, Uh-la-uh, Klatschkanone, Bumpatsch, Ratscher u. dgl. Auch hier wird man dem Problem nicht gerecht, wenn man bewundernd feststellt, wie treffsicher solche Bezeichnungen lautliche Eindrücke wiedergeben und bis in Nüancen hinein unterscheiden. So gesehen bleiben alle diese Wörter stümperhaft, einfach weil unsern Sprechwerkzeugen die Möglichkeit einer kongruenten Reproduktion solcher Geräusche fehlt. Viel wichtiger ist die sprachpsychologische Betrachtung der Erscheinung, die sich die Frage vorlegt, wie denn überhaupt, vor allem absichtslos und unbewußt, das Sprachvermögen auf Schalleindrücke reagiert. Der Kreis onomatopoetischer Bildungen schließt nämlich viel mehr ein als solche groben Schallnachahmungen. Daß bei einer Reihe von Personennamen, die für Geschütze gebraucht wurden, Gehörseindrücke mitsprechen, hat man schon bemerkt, wenn etwa ein leichtes Geschütz Alex genannt wird oder ein Flachbahngeschütz, bei dem das Geräusch von Abschuß und Einschlag hart aufeinander folgen, der kurze Gustav heißt. Darüber hinaus muß man aber ganze Gruppen von Wörtern der Kriegssprache unter diesem Gesichtspunkt prüfen; man nehme die Ausdrücke für 'schlafen': bofen, pennen, koksen, torfen, rüsseln, bremsen, oder, besonders lehrreich, die lange Kette der Bezeichnungen für 'schießen': salzen, seifen, fetzen, platzen, putzen, putschen, fitzen, flitzen, fauchen. Die ständige Wiederkehr gewisser Laute

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zeigt deutlich, welche Rolle onomatopoetische Momente bei der Schaffung oder Auswahl dieser Bezeichnungen spielen. Zweifellos kann die Sprachkunde aus solchen Erscheinungen manches lernen, aber sicher ist auch, daß sie in ihrer Primitivität der Kriegssprache etwas Kindlich-stammelndes, Rohes geben.

Man könnte noch manchen weiteren roh-primitiven Zug im Bilde der Kriegssprache aufzeigen. Es fehlt öfter an einer scharfen begrifflichen Umgrenzung der Ausdrücke. Denn so ist es wohl zu erklären, wenn z. B. Verba in allen möglichen Bedeutungen gebraucht werden können, die mit ihrem eigentlichen Sinn nichts mehr zu tun haben. Das klassische Beispiel ist hauen, in der Kriegssprache weit verbreitet in der Komposition abhauen 'sich davonmachen'. Fälle wie da kann ich ja gleich rüberhauen (ins Nachbardorf) oder mein Bruder war schon ringehauen (in den Wagen) zeigen verständliche Abwandlungen des Ausdrucks. Er erscheint aber auch in Variationen wie sich hinhauen oder sich umhauen 'sich schlafen legen', die vielleicht entstanden sind auf dem Wege über in die Falle hauen. Man kann sogar sagen sich ein Kraut ins Gesicht hauen oder sich einen Mantel umhauen, d. h. umarbeiten, lassen. Dieser Verzicht auf scharfes, begriffliches Erfassen, der sich offenbar wieder mit dem Spieltrieb paart, trägt etwas Formloses, Fließendes in die Kriegssprache hinein; er läßt sich gerade beim Verbum vielfach belegen. Es handelt sich bei solchen Erscheinungen ja durchaus nicht um spezifische Eigentümlichkeiten der Soldatensprache, man kann sie auch sonst als Ergebnisse vulgärer Sprachbehandlung beobachten. Hier sollen sie nur lehren, daß, wenn man die ästhetischen Vorzüge der Kriegssprache rühmt, auch die Kehrseite nicht außer Betracht bleiben darf, die mancherlei Roheit und Unform zeigt.

Auch nach anderer Richtung hin ist das, was wir bis jetzt an Darstellungen und Sammlungen zur Kriegssprache besitzen, geeignet, falsche Eindrücke zu erwecken. Man griff mit oder ohne Absicht das aus ihr heraus, was durch Witz, Treffsicherheit und Seltsamkeit auffiel, was sie an drastischen Bildern und Vergleichen geschaffen hat, aber man versäumte es in der Regel, diese Elemente in das richtige Verhältnis zum Gesamtorganismus der Kriegssprache zu setzen. So konnte ein Bild entstehen, das sie leichter, reicher und farbiger erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit ist, das den Betrachter leicht täuschen kann über ihre Stimmung, ihre Originalität und ihr Niveau. Soldatenhumor und Soldatensprache gingen ja zeitweise beinahe als identische Begriffe. Nun fließt tatsächlich beides weithin ineinander, namentlich bei der Neubildung von Substantiven; aber wissenschaftliche Betrachtung muß sich doch die Frage stellen, was von solchen Bildungen bloßes Witzwort ist, vom Augenblick geschaffen und nur Augenblicken dienend, und was als allgemein üblicher und anerkannter Ausdruck der Kriegssprache, wenigstens in einem bestimmten Kreise, gelten kann. Alle bisherigen Sammlungen haben den Fehler gemein, daß sie diese Ausdrücke als gleichwertig nebeneinander stellen, während in Wirklichkeit die größten Unterschiede obwalten. Wollte man rigoros sein und als Bestandteil der Sprache des Soldaten nur gelten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lassen, was vom Witzwort und der Gelegenheitsbildung zur gültigen Benennung und zu gangbarem Sprachgut geworden ist, ohne noch als Spiel der Laune empfunden zu werden, so müßte man einen überraschend großen Teil gerade des Substantivmaterials beiseite lassen. Die Alltagssprache des Feldes ist längst nicht so blumig gewesen, wie es den Anschein haben könnte. Für den Feldsoldaten hieß der Stahlhelm eben Stahlhelm, das Gewehr hieß Gewehr oder Knarre, das Maschinengewehr hieß Gewehr oder MG. Von dem guten Dutzend von Ausdrücken, die man für 'Läuse' zusammengebracht hat, ist, soviel ich beobachtet habe, vielleicht nur Bienen ohne Anführungsstriche gebraucht worden. Unzuchtabwehrkanone für 'Fürsorgedame' ist kaum je mehr als ein isolierter Witz gewesen. Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Schmiere für 'Marmelade' ist viel zu ungeschickt, um jemals wirklich in Gebrauch gewesen zu sein. Scheinwerfer für 'Zahlmeister' habe ich nie anders denn als bewußten Scherz gebrauchen hören, und ähnliche Einschränkungen muß man für zahllose andere Bezeichnungen machen. Gewiß gibt es Scherzworte, die monopolen Charakter bekamen. Für die gewundenen eisernen Drahtverhaupfähle z. B. kenne ich keinen anderen Ausdruck als Schillerlocken. Aber das sind die selteneren Fälle. Hier sind sehr energische Scheidungen nötig, wenn man das wahre Wesen der Kriegssprache erkennen will.

Ihr wirkliches Gesicht zeigt einen anderen, härteren Ausdruck. Sie ist weicher, gemütvoller Züge nicht völlig bar, aber im ganzen ist ihr Wesen grob und roh und ihr Niveau denkbar niedrig. Wer die Sprache des Krieges aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß Scheiße ihr meistgebrauchtes Wort war, daß es über eine Unzahl von Verwendungsmöglichkeiten verfügte und in Ableitungen und Kompositionen aufs allerweiteste verbreitet war. Vielleicht nicht gleicher Ausbreitung, aber ähnlicher Vorliebe erfreuen sich zahlreiche andere Wörter, die ins Gebiet der Naturalia gehören, Arsch, und ficken, Rotz und Kotz und vieles andere derart. Sau und Schwein waren teils absolut, mehr noch als Kompositionselement, unentbehrlichster Bedarf im Munde des Soldaten. Schwein war z. B. die eigentliche Bezeichnung für den Gegner: vorn im Graben und im Gefecht, wo alles Blumige von der Sprache abfiel, hat man ihn kaum je anders nennen hören. Diese Andeutungen mögen genügen, um das Niveau der Kriegssprache zu kennzeichnen. Es weht Latrinenluft und Rinnsteinduft in ihr, mehr noch als das schon im alten Kasernendeutsch der Fall war. Und man hat keinen Grund, die Nase darüber zu rümpfen. Dieser Hang zum Groben ist die natürlichste Folge des groben Handwerks, das der Soldat betreibt; er schafft die Ausdrucksform, die man, selbstbeteiligt, als einzig adäquat für die besonderen Verhältnisse des Soldaten-, zumal des Feldsoldatenlebens empfindet. Er läßt sich noch in mancher anderen Erscheinungsart nachweisen. So hatte die Kriegssprache eine deutliche Freude an Wörtern, die nach Klang und Herkunft vulgär sind, man vergleiche die Ausdrücke für 'schlafen' oder für 'Kopf': Däz, Rübe, Grind, Dalles, Dassel; oder für 'essen': picken, acheln, prumßen, flapsen, spachteln,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wampen, schlabbern, müffeln. Ein guter Teil dieser Wörter entstammt der Gaunersprache. Nun ist ja zuzugeben, daß die alte Feldsprache des 17. Jahrhunderts mit dem Rotwälschen noch sehr viel enger verbunden war. Aber es ist eine Tatsache, die man nicht abschwächen darf, daß auch die neueste Feldsprache sich kräftig aus dem Jargon der Kunden und Verbrecher gespeist hat; zu Dutzenden lassen sich soche Wörter in ihr nachweisen. Noch eine andere, längst beobachtete Erscheinung der Soldatensprache will übrigens mit von diesem Standpunkt aus betrachtet sein. Es ist bekannt, daß die Sprache des Soldaten eine ganze Reihe niederdeutscher Worte und Wortformen verwendet, auch wenn er seiner Mundart nach gar kein Recht auf niederdeutsche Dialektizismen hat, man denke an stramm und schlapp, an Griffe kloppen, an die Knöppe des Gefreiten, an den Pott für den Helm, an den Kopp, der in zahllosen Kompositionen wie Bumsköppe (Artilleristen) nur in dieser Form erscheint. Wenn solche Formen sich weit über ihr sprachliches Heimatsgebiet ausgedehnt haben, erklärt man das gewiß mit Recht aus dem Übergewicht, das der preußisch-niederdeutsche Militarismus sich einmal in Deutschland geschaffen hatte. Aber die Bevorzugung der unverschobenen Formen hat auch ihren gefühlsmäßigen Grund: sie werden als ungehobelter und gröber empfunden. Und deshalb sagen sie einem Geschmack mehr zu, der statt der zivilen Wendung 'ich werde mir eine Zigarre anstecken' lieber etwa den Ausdruck gebraucht ich werde mir einen Kotzbalken in die Schnauze rammeln.

Neben der reinen Entdecker- und Sammlerfreude, die der Germanistik mit der Soldatensprache ein neues Feld zu erschließen glaubt und etwas kritiklos alle möglichen Vorzüge an dem neuen Objekt aufspürt, tritt vorläufig erst schüchtern die Frage auf, was sich etwa für die wissenschaftliche Erkenntnis von Sprachschöpfung und Sprachleben aus der Sprache des Krieges gewinnen läßt. Man hat sich hie und da ja großen Hoffnungen hingegeben und hat geglaubt, daß der Krieg reiche Gelegenheit zu solchen Erkenntnissen geben würde. Der tatsächliche Ertrag wird manchen enttäuschen, vor allem den, der der Ansicht war, daß ein so gewaltiger äußerer Anstoß wie der Krieg rein physisch die Triebkraft der Sprache steigern müßte. Prüft man am Substantivum, was sich an Sprachschöpfung beobachten läßt, so steht im Vordergrund die Gruppe der Onomatopoesien, wenn man absieht von den sehr zahlreichen Methaphern wie Gulaschkanone und Schillerlocken, an denen immerhin bemerkenswert ist, wie oft ein treffendes Witzwort zur gültigen und gangbaren Bezeichnung wird. An Suffixbildungen zeigt sich durchaus kein besonderer Reichtum. Von Ableitungssilben ist nur noch -er wirklich lebendig, wie zu erwarten. Es erscheint in verbalen Ableitungen wie Schipper, Funker, Drahter und zeigt namentlich für Fremdworte eine Vorliebe. So folgt dem älteren Sanitäter der Mariner, der Kanaler (von französischen, an einem Kanal liegenden Truppen, dann auch von der Zivilbevölkerung). Ziviler kenne ich seit 1917 als die gangbarste Bezeichnung für den Zivilisten in Nordfrankreich. Der Divisionär wird zum Divisiónner und zieht Bildungen wie

Bataillóner (Bataillonskommandeur) nach sich. Sonst ließe sich nur noch das Suffix =rich anführen, das aber ungleich seltener auftritt und anscheinend stets im Sinne der Verachtung, des Spottes gebraucht wird. Futtrich (Futtermeister) und Schipprich (Schmied) dürften schon ältere Bildungen sein; aber eine Kriegsschöpfung ist der Etapperich; auch der durchsichtige Scherzname Kriegrichsruh für 'Abort' gehört auf diese Linie. Deutlicher hebt sich die funktionelle Bindung des Suffixes heraus, wenn etwa die schweizerische Soldatensprache nach dem Muster von Signalesen (für Signaleure) Bildungen schafft wie: Pionesen, Ballonesen, Pontonesen: die Ableitungssilbe ist sichtlich beschränkt auf technische Truppen. Man muß den Begriff des Suffixes erheblich weiter fassen, wenn man es noch sprachschöpferisch lebendig finden will; man muß ihn ausdehnen auf Nomina, die als zweites Kompositionsglied verwendet werden. Unter ihnen besitzt die Sprache des Krieges einige, die einen Übergang zum Suffix darstellen, weil sie ihren eigenen Bedeutungsgehalt aufgegeben haben, um eine rein charakterisierende Funktion zu übernehmen. Das beste Beispiel bietet das Wort =hengst, das als Kompositionselement schon der älteren Soldatensprache bekannt war, im Kriege aber sehr an Verbreitung gewonnen hat. Es bezeichnet in der Regel den Inhaber eines bequemeren Platzes, eines sogenannten Druckpostens. Als älter sind erwiesen z. B. Pechhengst, Speckhengst, Spielhengst. Dazu treten zahlreiche Parallelbildungen wie Küchen=, Bagage=, Schreibstuben=, Büro=, Revierhengst u. dgl. Eine ähnliche Rolle spielt der Bulle, und noch andere Beispiele für eine solche suffixale Komposition ließen sich anführen, neben =knopp vor allem das Wort =kopp, das nicht nur in Verbindungen wie Speckkopp, Dickkopp, Schmalzkopp auftritt, in denen der ursprüngliche Sinn des Substantivums noch lebendig ist, sondern auch in zahllosen andern, die ihn kaum noch empfinden, etwa Painköppe (Franzosen), Pulver= oder Bumskopp (Artillerist), Schmuskopp, Quasselkopp usw. Aber gerade diese Reihe von Zusammensetzungen, die mancherlei allgemein vulgärsprachliches Gut einschließt, lehrt, daß es sich bei dieser suffixalen Komposition keineswegs um eine Besonderheit der Soldatensprache handelt. Sie tritt nur greller hervor als in der Vulgärsprache, weil die Sprache des Krieges bei ihrem Massenbedarf an Substantiven weithin zu diesem Hilfsmittel griff.

Gewisse anders geartete, anorganische, gleichwohl aber sehr fruchtbare Prinzipien bei der Neubildung von Substantiven werden fälschlich in die Produktion der Soldatensprache einbezogen und müssen abgesondert werden. Denn hier handelt es sich um Schöpfungen der Armee= oder Dienstsprache, die in den Büros, Verwaltungs= und Befehlsstellen geschaffen wird, und die nach jeder Richtung hin von der spezifischen Soldatensprache unterschieden ist. Erzeugnisse dieser Armeesprache sind vor allem jene Phantasiewörter, die dadurch entstanden, daß man bei umständlichen Wortkompositionen den oder die anlautenden Buchstaben der Kompositionselemente zu einem Abkürzungswort zusammenfügte. Diese Sitte oder Unsitte, die namentlich im geschäft=

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Leben schon vor dem Kriege breiteren Raum gewonnen hatte, hat während des Krieges unheimlich um sich gegriffen, aber unter den besonderen Verhältnissen des Feldes haben die Vorzüge der Kürze und Prägnanz ihr ein Recht gegeben, das sich schwer anfechten läßt. Dahin gehören solche scheußlichen Silbenwörter wie Divkonach, Grukonach (zusammengesetzt aus Division resp. Gruppe, Kommando, Nachricht), die aus dem Text von Befehlen auch in die gesprochene Sprache übergingen. Dahin gehören weiter Lautwörter wie Flakbatterie (Flieger-Abwehr-Kanonen-Batterie), Bakzug, auch volksetymologisch zurechtgemacht Packzug (Ballon-Abwehr-Kanonen-Zug) oder bei den Artilleristen Bibl (Beobachter in vorderer Linie) — alles Wörter, die monopole Bezeichnungen waren, die viele gebrauchten, ohne sie deuten zu können. Vor allem ist hier anzuführen das schier unübersehbare Heer der Buchstabenwörter, MG (Maschinen-Gewehr), MGK (Maschinen-Gewehr-Kompanie), IPK (Infanterie-Pionier-Kompanie), AOK (Armee-Ober-Kommando), KTK (Kampf-Truppen-Kommandeur), AVF Ausbildungs-Vorschrift für die Fußtruppen im Kriege), Bildungen, die aus Wörtern des Dienstverkehrs größtenteils lebendige Bestandteile der Soldatensprache geworden sind und die zugrunde liegenden Kompositionen ganz verdrängt haben. Diese Bildungen sind auch sprachlich nicht ohne Interesse, aber es sind keine Schöpfungen der Soldatensprache, sondern Entlehnungen. Man kann zweifeln, ob sie überhaupt in das Kapitel Sprachschöpfung gehören. Denn was sie geschaffen hat, ist allerdeutlichste θέσις und nicht φύσις. Wenn etwas an ihnen φύσει ist, so sind es rhythmische Prinzipien, die offenbar in ihnen lebendig sind. Denn aus rhythmischen Bedürfnissen heraus ist es doch wohl zu erklären, wenn z. B. bei den Buchstabenwörtern die erdrückende Überzahl aus drei Zeichen besteht. Denkt man sich den Artikel oder die mit dem Artikel verschmolzene Präposition hinzu, so entsteht eine rhythmische Form ×˘×˘×, die dem natürlichen rhythmischen Bedürfnis offenbar besser entspricht als die Form ˘××˘. Man konnte beobachten, wie bei der Neuschaffung solcher Termini die Dreizahl der Zeichen selbstverständliche Voraussetzung wurde. Ein Buchstabenwort wie EK (Eisernes Kreuz) verlangte darum rhythmisch eigentlich eine Ergänzung; sie wurde ihm vielfach geboten durch Zusatz von I und II, was man natürlich sprechen mußte 'eins' und 'zwei', nicht 'erster' und 'zweiter'.

So wird sich im einzelnen manche ganz interessante Beobachtung an der Sprache des Krieges machen lassen, aber man geht kaum fehl mit der Annahme, daß sie uns keine wirklich bedeutsamen Aufschlüsse über Sprachleben und -werden geben wird. Allerdings erleichtert sie Einblicke, die man auch sonst gewinnen kann, dadurch, daß ihr Anschauungsmaterial frischer und gegenwärtiger ist oder sich vor dem prüfenden Auge enger zusammendrängt. So war man beispielsweise öfter in der Lage, die Geschlechtsgebung bei neuen Substantiven zu beobachten. Als im Jahre 1917 die Posten des Kampftruppenkommandeurs (KTK) und Bereitschaftstruppenkommandeurs (BTK) neu geschaffen wurden, lernten die Truppen sie zuerst kennen durch die Inschriften KTK und BTK, die man auf Wegweisern und an Stollen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eingängen fand. Das Wort hatte zunächst kein Genus und wurde, gegen sein natürliches Geschlecht, zum Neutrum nach dem Muster des 'Bataillons', mit dem sich sein Begriff zu decken schien. Ähnlich bestand eine Unsicherheit über das Geschlecht, als unsere Truppen bei Cambrai zum erstenmal mit den Tanks in Berührung kamen. Man schwankte kurze Zeit zwischen Maskulinum und Neutrum, bis das männliche Geschlecht des 'Panzerwagens' die Herrschaft gewann über das sächliche des 'Autos'. Also die Erscheinung, die man namentlich bei Fremdwörtern seit je beobachten kann, daß begriffsverwandte Nomina das Geschlecht bestimmen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß man wie in diesem Beispielfall auch sonst aus der frischen Beobachtung am lebenden Material der Kriegssprache wird Schlüsse ziehen können auf das tote Material vergangener Zeiten. Aber gerade die Kriegssprache lehrt auch, daß dies methodische Prinzip der Sprachwissenschaft vorsichtig gehandhabt sein will. Wenn solche Schlüsse richtig sein sollen, ist Voraussetzung, daß das verglichene Sprachgut oder die parallelisierten Spracherscheinungen aus gleicher Sphäre heraus oder unter gleichen Verhältnissen sich gebildet haben. Nur gleiche Bedingungen können gleiche Resultate erwarten lassen. Am deutlichsten wird vielleicht bei einem Teilgebiet der Sprache des Krieges, der geographischen Namengebung, wie nötig es ist, solche Vorbehalte zu machen. Wir besitzen bereits eine Untersuchung, die dies Thema anschneidet und die wenigstens das Verdienst hat, das Problematische der ganzen Frage recht deutlich zu machen[1]). Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Namenkunde aus der Namengebung des Krieges wichtige Schlüsse auf Namengebung überhaupt ziehen kann. Das mag richtig sein, solange man es nicht auf primitive Namenschöpfung ausdehnt. Denn eins darf nicht vergessen werden: der moderne Namengeber kann lesen und schreiben, er versteht sogar fremde Sprachen; das stellt ihn und seine Produkte von vornherein auf eine ganz andere Stufe, als sie der naive Namengeber einnimmt. Es ist ja bekannt, daß z. B. die ganze Soldatengeographie in Feindesland auf dem Schriftbild der fremden Namen beruhte, und selbst wo die fremden Namen für die deutsche Zunge verbequemlicht wurden, bildete die Schriftform in der Regel den Ausgangspunkt. Es führt manchmal zu fast komischen Ergebnissen, wenn man sich im Wittern von Ursprünglichkeit und im Aufspüren naiver Sprachschöpfung über den gelehrten oder künstlichen Charakter vieler hierher gehöriger Bildungen hinwegsetzt. Wenn das belgische Städtchen an der Strecke Herbesthal—Lüttich Neu-Warmbrunn genannt wurde, ist das nicht ein Wiederaufleben der alten Praxis, Ortschaften nach Quellen zu benennen, sondern es ist einfach eine Übersetzung seines echten Namens 'Chaude-Fontaine'. Der Bezeichnung windige Ecke für ein granatendurchlöchertes Haus liegt keine meteorologische Beobachtung zugrunde, sondern windig meint hier ganz etwas anderes. Wenn in Belgien vielfach die flämische Form eines Namens vor der französischen bevorzugt wurde, so ist das nicht 'natürlicher Sprachinstinkt', sondern Diktat von oben: die deutsche Verwaltung trat aus politischen Gründen für

1) Herm. Tardel, Namenschöpfung aus Anlaß des Weltkrieges, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 29 (1915), 778.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Flämische ein. Dies Diktat von oben schränkt auch sonst nicht unwesentlich die naive Namengebung ein. Die ganze Fülle der patriotischen Namen z. B., denen man in den Grabensystemen und in den besetzten Ortschaften in Feindesland überall begegnete, Kaiser-Wilhelmstraße, Ludwigstraße, Hohenzollernschanze, Eitel-Friedrich-Brücke usw., darf man nicht als Produkte soldatensprachlicher Namengebung ansprechen, sie sind von den übergeordneten Stellen dekretiert worden. Und man würde einem großen Irrtum anheimfallen, wenn man sie als Zeugnisse für eine besonders patriotische Stimmung der Truppen verwerten wollte oder wenn man gar Momente der Heldenverehrung in solcher Namengebung wirksam sähe. Man kann kaum zu vorsichtig sein, wo es sich um scheinbar naive Schöpfung der Soldatensprache handelt. So hat man ihr gewisse Bezeichnungen wie Achselklappenwald, Dreiecks-wald, Amboßwald, Fünffingerhöhe als Zeugnis für einen die Erscheinung scharf und sicher fassenden Blick gutschreiben wollen. Aber diese Namen entstammen den Büros, das ist Armeesprache; es spricht schon Anschauung aus ihnen, aber Anschauung der Karten, nicht der Natur.

Nicht nur interessanter, sondern auch ergiebiger sind Beobachtungen, die man auf einem anderen Teilgebiet der Kriegssprache machen kann, das sind ihre Beziehungen zu den Sprachen der besetzten Länder. Hier kann die Sprachwissenschaft vielleicht das Wertvollste aus der Sprache des Feldes lernen. Denn hier ist ein Sprachmaterial erwachsen, wie es sich nur unter den besonderen Umständen des Krieges bilden konnte, und hier lagen Verhältnisse vor, die vielleicht vergleichbar sind mit Völkerberührungen in sehr weit zurückliegenden Zeiten. Was zunächst ins Auge fällt, ist auch hier wieder die Freude am scherzenden Spiel. Das Wort parti für 'weg, verschwunden' war z. B. völlig eingebürgert in der Soldatensprache; man sagte nicht nur ich mach parti 'ich mache mich aus dem Staube', sondern auch das ist parti von einem Dinge, das man suchte. Die Entlehnung stammt wohl schon aus den ersten Wochen des Krieges; viele Franzosen schrieben bei ihrer Flucht vor den Deutschen an die Haustür: parti[1]). Die Soldaten griffen das Wort auf und gebrauchten es zunächst natürlich als bewußten Scherz. Noch deutlicher tragen diesen Charakter gewisse tautologische Mischbildungen wie chapeau-Hut, château-Schlößchen, von denen übrigens nur diese letzte wirkliches Leben gewonnen zu haben scheint. Man darf sie nicht etwa auf eine Stufe stellen mit Bildungen wie 'Windhund', 'Lindwurm'; sie dienen nicht der Verdeutlichung, sondern sind dem Spieltrieb entsprungen. Gewisse Entlehnungen lenken das Interesse in eine andere Richtung. Il n'y en a plus war eine Antwort, die die Soldaten überall zu hören bekamen: in Läden, wo sie kaufen wollten, und häufiger noch in Häusern, wo sie requirierten. Dies naplü, wie die Soldaten es hörten, wurde von ihnen bei jeder möglichen Gelegenheit gebraucht: Hast du noch eine Zigarette für mich? Nein; Zigarette naplü! — Gibts noch was in der Kantine zu kaufen?

---

1) Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor (1917) S. 148.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nein; alles naplü. Das Gegenteil von naplü war boku oder buko (= beaucoup); und wie es bisweilen Fettigkeiten buko gab, so gab es bisweilen auch Anschluß buko, d. h. andauernden Dienst[1]). Solche Beispiele lehren, wie der naive Mensch sich mit der fremden Sprache abfindet: er lernt nicht Vokabeln, sondern er faßt nur ungefähr den Sinn des fremden Ausdrucks auf; er ist deshalb hilflos beim syntaktischen Gebrauch des fremden Wortes. Daher der interjektionale Charakter vieler Entlehnungen, über den das Wort am leichtesten hinauskommt, wenn es äußerlich die Anlehnung an eine bestimmte Wortklasse gestattet. So stellte sich bei den Osttruppen neben das Adverbium dobsche 'gut!' bald das Adjektivum: das ist 'ne dobsche Sache. Lehrreich sind weiter die Bezeichnungen, die sich die Soldatensprache für die Gegner geschaffen hat. Dabei fällt vor allem ins Auge, daß die Benennungen des Gegners weit überwiegend der Sprache des Feindes entnommen sind. Nur für den Franzosen war ein ererbter deutsche Name, Franzmann, im Schwange. Freilich sind die aus fremder Sprache stammenden Namen nicht alle gleich zu werten. Auf der primitivsten Stufe stehen Benennungen wie Naplü, Ohlala, Parlewuh, Wulewuh für den Franzosen, die übrigens nur in begrenzten Kreisen Geltung hatten; sie gehören in den Bereich der Onomatopoesien. Hervorgehoben sei aus ihnen der Name Tulemong (nach dem französischen Sturmkommando: tout le monde en avant!): man nannte den Gegner nach dem Wort, das man in gespanntester Situation von ihm zu hören gewöhnt war. Etwas höheren Niveaus sind die Namen Mussiö für den Franzosen und Panje für den Russen, dies die herrschende Bezeichnung für den östlichen Gegner; sie ist aus dem Munde der polnischen Zivilbevölkerung aufgenommen worden und galt zunächst dem polnischen Zivilisten. Dagegen stammt der ebenfalls vielgebrauchte Name Ruski wohl unmittelbar aus russischem Munde; die Gefangenen werden die Vermittler des Wortes gewesen sein. Auf einer anderen Linie stehen die sehr beliebten Eigennamen: der Russe hieß Iwan, der Engländer Tommy, der Franzose Schang oder Schangel, wie er seinerseits unsern Soldaten Friedrick oder Fritz nannte. Hier wirken z. T. Einflüsse künstlicher Art, am greifbarsten bei Tommy. Denn unter dieser Bezeichnung war der englische Söldner ja auch vor dem Kriege schon bei uns bekannt. Sie ist von den Gebildeten in die Soldatensprache hineingetragen worden. — Leider stehen gerade für dies Kapitel der fremdsprachlichen Einflüsse noch nicht viel Beobachtungen zur Verfügung; aber schon die angeführten Proben lassen erkennen, daß gerade auf diesem Gebiet manche wertvolle, auch für Analogieschlüsse brauchbare Beobachtung wird zu machen sein.

Ich möchte überhaupt mit meiner wesentlich negativ gerichteten Kritik durchaus nicht so verstanden sein, als schiene mir eine wissenschaftliche Sammlung und Verarbeitung der Kriegssprache wertlose und unfruchtbare Arbeit. Sie soll nur warnen vor einer falschen Einschätzung, um nicht zu sagen Überschätzung dieses Sprachmaterials, wie sie sich nicht nur bei Dilettanten findet, sondern auch bei dem Wortführer der Münchener akademischen Pläne.

---

[1]) Karl Bergmann, Wie der Feldgraue spricht (1916) S. 33.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um das Reichsamt der deutschen Sprache

Öffentlicher Vortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1935

Wenn ich mich anschicke, zu einer umstrittenen Tagesfrage das Wort zu nehmen, muß ich vorweg bemerken, daß ich von keiner Gruppe, keinem Kreis offnen oder geheimen Auftrag habe; sondern ich spreche nur als Gelehrter, der gewöhnt ist, auch das sprachliche Leben der Gegenwart zu verfolgen, und der aus seinen eigenen Beobachtungen, Studien, Überlegungen seine ganz persönlichen Schlüsse zieht.

Die Frage des Deutschen Sprachamtes, an sich recht alt, ist brennend geworden seit dem Umbruch des Jahres 1933. Plötzlich stand sie wieder im Vordergrund, wie so viele andere ungelöste Fragen unseres öffentlichen Lebens. Es gab eine Flut von Artikeln, Abhandlungen und Entwürfen in Zeitungen und Zeitschriften; und wenn sie auch bis heute anhält, sie ist inzwischen soweit abgeebbt, daß man daran gehen kann, die Summe zu ziehen. Zwei durchgehende Züge mögen vorweggenommen werden, die sich in den öffentlichen Auslassungen vielfach wiederholten. Zunächst: man weist gern auf die früheren Ansätze zur Schaffung einer Akademie der deutschen Sprache hin (so nannten es ältere Zeiten gewöhnlich) und stellt es so dar, als wenn jetzt ein jahrhundertealter Traum der Deutschen in Erfüllung gehe oder gehen müsse, so wie auf politischem Gebiet im deutschen Einheitsstaat ein jahrhundertealter Traum seine Erfüllung gefunden hat. Es ist ja richtig: der Traum einer Deutschen Sprachakademie ist alt. Entsprungen ist er in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert haben die tätigsten Hände und die lebendigsten Köpfe sich seiner angenommen, Gottsched, Herder. Im 19. Jahrhundert hat ihm namentlich die Zeit um den Siebziger Krieg neuen Auftrieb gegeben. Aber dies ehrwürdige Alter ist ohne Beweiskraft. Geschichtliche Analogien helfen auf diesem Felde gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil die sprachliche Lage Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert eine ganz andere war als heute. Um nur den tiefsten Unterschied hervorzuheben: im 17. Jahrhundert und zu Gottscheds Zeiten noch war das größte Problem der deutschen Sprachlage und die größte Sorge der Sprachfreunde das Auseinander- und Gegeneinanderstreben verschieden gerichteter Schriftsprachen. Heute ist das keine Sorge mehr: die Einigung der deutschen Schriftsprache ist erreicht; zum mindesten stehen wir im fünften Akt des Schauspiels. Ihre schwersten Jahrhunderte also hat die deutsche Sprache ohne die Hilfe einer Sprachakademie überstanden; sie ist auch so zum vorbestimmten Ziel der Einigung ihrer hoch- und schriftsprachlichen Form gelangt. Aber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch eine solche negative Auswertung der geschichtlichen Analogie ist unrecht. Gründe gegen, die ehemals gegolten haben mögen, dürfen für uns ebensowenig bedeuten, wie Gründe für. Wir haben die Frage des Sprachamtes vielmehr allein aus der sprachlichen Gegenwartslage und ihren Bedürfnissen zu beantworten; sie hat schon gegenüber dem 19. Jahrhundert ein sehr verändertes Aussehen.

Zum Zweiten: Es geistert durch die gegenwärtigen Erörterungen über das Sprachamt immer wieder das Vorbild der Académie Française. Diese französische Akademie ist eine Gründung des 17. Jahrhunderts und aus dem Geist des 17. Jahrhunderts. Man sah die Pflege der Sprache und die Pflege der Dichtung noch als einigermaßen übereinstimmende Aufgabe und wollte eine Reihe von sprachlichen und stilistischen Werken schaffen, die norm- und regelgebend dem einen wie dem andern dienten. Fertig geworden ist davon nur das Wörterbuch der Akademie, das zuerst im Jahre 1694 erschien und seither immer wieder neu aufgelegt worden ist. Nun ist es freilich nicht mehr so, daß das Wörterbuch der Akademie als unbedingt verpflichtend anerkannt würde. Es gibt auch in Frankreich Schriftsteller, die sich ihre Wörter und ihre Sprache selber machen (die Akademie hat mit Rousseau so wenig wie mit Zola anzufangen gewußt). Es gibt in Frankreich Gelehrte, die das Wörterbuch schon halbwegs als eine Kuriosität ansehen, und es gibt in Frankreich eine Öffentlichkeit, die sich allmählich über das Wörterbuch lustig zu machen beginnt. So wird es denn schwerlich noch einmal eine Erneuerung finden. Gleichwohl sollen die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und die namentlich über den Schulunterricht fruchtbar wurden, nicht unterschätzt werden; aber sie dürfen auch nicht überschätzt werden. Bei uns finden sich Begeisterte, die die ganze Glätte, Klarheit, Genauigkeit, Gefälligkeit der französischen Sprache dem Wörterbuch der Akademie gutschreiben möchten. Aber so etwas pflegt aus tieferen Schächten emporzusteigen. Da verwechselt man doch wohl Ursache und Wirkung. Aber wie dem auch sei, darüber sollte man sich klar sein: es ist eine Ausländerei größten Maßes, wenn uns immer wieder die übernahme dieses Beispiels empfohlen wird. Und in eine Zeit, die unser Volk aus seiner besonderen volklichen Anlage heraus gestalten will, paßt das Beispiel einfach nicht mehr hinein. Die französische Akademie ist nämlich eine Ausgeburt französischen Geistes, wie man kaum eine echtere denken kann. Der Gedanke einer solchen Kodifizierung und Kanonisierung des guten Sprachgebrauchs ist bluthaft französisch. Dies Wertlegen auf die glatte, untadelige, anerkannte Form ist romanische Art. Es ist höchst bezeichnend, daß der Gedanke akademischer Sprachregelung nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und Spanien, obwohl ungleich bescheidener, verwirklicht worden ist. Und ebenso bezeichnend ist, daß der Gedanke in England so wenig Gestalt gewann wie in Deutschland, wie in den Niederlanden, wo man doch eine sehr eigenständige und reine Sprache zu entwickeln wußte. Hier scheidet sich ganz deutlich die romanische Welt von der germanischen. Also so wenig wie die geschichtliche Analogie hilft uns das ausländische Beispiel. Es gibt nur einen Zugang zu dem Problem, und das ist die Deutung unserer sprachlichen Gegenwartslage.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mir scheinen, wenn ich weniger Wichtiges übergehe, drei Züge vor allem für den gegenwärtigen Zustand unserer Sprache und unseres Sprachlebens bezeichnend zu sein. Das erste ist, was ich 'Veröffentlichung' der Sprache nennen möchte; das Wort ist nicht gut, aber ein besseres ist schwer zu finden (und 'Publikanisierung' möchte ich nicht sagen). Wir müssen etwas ausholen, um uns über den Begriff klar zu werden. Die reichentwickelte Sprache eines großen Volkes, wie des deutschen, strebt in ihrem natürlichen Wachstum nicht nur zu Ausgleichungen, sondern auch zu Besonderungen. Es gibt oder gab bei uns (wenn wir den Vorgang der Veröffentlichung fürs erste einmal ausschalten) eine Sprache des flachen Landes, das sind die vielgespaltenen Mundarten. Darüber liegt die Sprache der kleinen Landstädte, darüber die der größeren und großen Städte. Die Vielgestaltigkeit der Sprache verringert sich in dieser Pyramide von unten nach oben: am buntesten ist das mundartliche Leben in der untersten Ebene, je weiter nach oben, um so mehr verblaßt es. Innerhalb jeder Lage aber gibt es verschiedene soziale Schichten, verschiedene Berufe und Betätigungen. Sie haben alle ihre sprachlichen Sonderheiten, vielfach sogar ihre Eigensprache: man denke an die Sprache des Handels, der Technik, von den gelehrten Fachsprachen nicht zu reden. Wenn man die Dinge so sieht, muß man die Pyramide auf die Spitze stellen: dann steigert sich die Vielgestaltigkeit von unten nach oben. Diese Vielformigkeit der Sprache, diese Schichtung, Fächerung und Zerlegung in Sprachlagen, Sprachgruppen und Sprachkreise landschaftlicher, gesellschaftlicher, beruflicher Art ist ein natürlicher Zustand jeder entwickelten Kultursprache, der als solcher unaufhebbar ist.

Was unsere heutige Sprachlage kennzeichnet, ist ein Verschwimmen oder Verschwinden der Grenzen innerhalb der Vielgestaltigkeit, und hervorgerufen wird es eben durch den Vorgang der Veröffentlichung der Sprache. Es lebt nicht mehr jede Sprachschicht, jeder Sprachkreis ruhig, beinahe unbewußt und unangetastet in sich, sondern er muß sich einstellen oder umstellen auf eine lingua publica, die sich mit der lingua communis überschneidet, aber nicht deckt. Um ein paar Beispiele zu geben: Gewisse Zweige der Industrie, der Technik dringen heute bis ins kleinste Dorf, ja in jedes kleine Dorf. Die technische Sprache dieser Zweige gewinnt eine ungeahnte Öffentlichkeit; Wörter wie Transformator, Traktor und dergleichen werden öffentliche Wörter, mit denen auch der Bauer sich abzufinden hat, so oder so. — Gewisse auch sprachlich schwer zu bewältigende Wissenschaftsgebiete, Physik, Chemie, neuerdings Erblehre, haben Eingang gefunden in die Schulbücher und werden damit öffentlich. — Die Sprache der Philosophie ist im Durchschnitt heute gewiß nicht schlechter als zu Zeiten Kants, aber heute bemerkt man mißfällig, daß hier eine sprachliche Sonderform, eine Sondersprache mit eignem und schwer verständlichem Wortschatz ihr Wesen treibt, weil auch die Philosophie mehr und mehr ins Getriebe der lingua publica hineingezogen wird. — Man denke an unser öffentliches Leben: Unzählige Sprachträger werden heute vor Sprachaufgaben, auch solche der lingua publica, gestellt, die in einen anderen Sprachkreis fallen als den, dem diese Sprecher eigentlich zugehören und in dem sie sich sicher fühlen. Unzählige Sprachträger werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ohne Wissen und Willen aus den verschiedensten Richtungen von dieser lingua publica angegriffen und in ihrem natürlichen Sprachleben gestört, manchmal geradezu zerstört. Als Beispiel dazu mögen ein paar Sätze aus einem Briefe dienen, den vor kurzem eine Berliner Schulleiterin von dem Vater einer Schülerin erhielt:

'Ich bedaure, die vorhandenen unrichtigen Dinge in bezug meiner Tochter, meiner gesundheitlichen Depression wegen mit Ihnen nicht persönlich bearbeiten zu können. Ihre begründeten Unterlagen sind unwahr, womit Sie meine Frau kloformartig betäubt haben. Sie geben unrichtig vor, meine Tochter hat durch Unzucht Schulpflichtstunden versäumt.... Die fehlenden Stunden der genannten, kann ich voll und ganz verantworten. Sie wurden für den Rundfunk und Schallplatten der Allgemeinheit verwendet. Nach Beschluß der Musikkammer darf diese Zeit von allen Schulen nicht als versäumt angerechnet werden. Durch Ihre Inducierende Einwirkung auf meine Frau, bin ich gezwungen, Ihnen nachzuweisen, daß meine Tochter nicht eine Sekunde unrichtig versäumt hat. Bedaure, daß Sie als Leiterin der Anstalt den Vorgang der hier infrage kommenden Schülerin so absurd beurteilen, muß Ihre Angaben als grobe Unrichtigkeiten zurückweisen....'

Das Beispiel ist sehr grell, aber auch insofern lehrreich, als es spüren läßt, wer die mächtigsten Träger dieser Veröffentlichung der Sprache sind: die Zeitung nämlich und ihr gesprochenes Gegenstück, der Rundfunk. Was der Rundfunk einmal für die Entwicklung unserer Sprache bedeuten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Nur die Richtung seiner Wirkungen ist klar. Im Rundfunk gewinnt heute die Sprache den höchsten Grad von Öffentlichkeit; sie gewinnt Möglichkeiten einer Einebnung der Unterschiede zwischen den Sprachkreisen, namentlich auch den landschaftlichen Sprachkreisen, von denen man sich vor dreißig Jahren nichts träumen ließ. Heute hämmert dem Uckermärker Bauer Tag für Tag sein Lautsprecher eine blutleere Berliner Rundfunksprache ein. Auf die Länge gesehen kann es gar nicht ausbleiben, daß das seine eigene Sprache umbildet. Das erste große Ergebnis dieses Öffentlichwerdens der Sprache, das natürlich seit Jahrzehnten sich vorbereitet, sind Konflikte, Spannungen, Unsicherheiten überall, namentlich bei denen, die nicht mehr unbefangen und stark genug sind, aus ihrem Sprachkreis heraus sprachlich zu leben.

Das zweite große Merkmal ist die 'Verwirtschaftlichung' unserer Sprache. Wir kennen das Schlagwort: 'Die Wirtschaft ist das Schicksal', ein Schlagwort, gegen das sich das neue Deutschland Gott sei Dank mit aller Kraft zur Wehr setzt. Auch für unsere Sprache ist die Wirtschaft ein Schicksal, dem wir uns, in Grenzen, gar nicht werden entziehen können: ein großer, unentrinnbarer Lebensvorgang in unserem Volkskörper, unserer Volksgeschichte drängt zu dem entsprechenden sprachlichen Ausdruck. Wir müssen dabei das Wort Wirtschaft in denkbar weitestem Sinn nehmen und alles darunter verstehen, was mit Technik, Industrie, Handel, Wandel und Verkehr zusammenhängt. Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen auch nur eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, wie tief die Verwirtschaftlichung unsere Sprache angreift, wie sie alle Felder der Sprachformung berührt, die Wort-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wahl ebenso wie die Wortbildung, die Wortordnung, den Stil. Vor dreißig Jahren sagte man: 'von 1900 ab', heute sagt man: 'ab 1900', 'ab 3 Uhr'. Und der Gebrauch greift aus dem Zeitlichen auch aufs Örtliche über: 'ab Augsburg war die Straße gut'. Was bedeutet das? Eine Eigenheit des Geschäftsbriefes verschafft sich Eingang in die Gemeinsprache; und sie wird sich sicher durchsetzen, soweit sie sich nicht schon durchgesetzt hat. Das ist ein winziges Beispiel, aber es deutet immerhin eine Richtung an, die für die verwirtschaftlichte Sprache von besonderer Bedeutung ist, das ist ihr Streben nach Kürze, und zwar nach Kürze um jeden Preis. Sieht man die Dinge aufs Ganze hin an, so muß man sagen: eine Sprachform, die ursprünglich eine Sondersprache im Sprachganzen ist (nämlich die Sprachform des Kaufmanns, der Wirtschaft), ist heute auf dem besten Wege, unserer Gemeinsprache ihre Züge einzuprägen. Nun bildet sich aber diese Sondersprache nach Gesichtspunkten, die man nicht zu Leitsternen für die allgemeine Sprachentwicklung machen möchte. Ihre Richtlinien sind: Kürze, Sparsamkeit, Treffsicherheit des Ausdrucks; aber leider auch: Gespreiztheit, Lautheit, Effekt, Reklame, Propaganda. Auf diese zweite Linie gehört die Fremdwörterei der verwirtschaftlichten Sprache, die ganz wesentlich unter dem Gesichtspunkt des Auffallenden, Neuartigen, Abstechenden, eben der Reklamewirkung, verstanden werden will. Auf die erste Linie gehört der Kurzstil, die Neigung, auf Beugungs- und Ableitungsmittel mehr und mehr zu verzichten, der Hang, die Wörter wie rohe Blöcke nebeneinander zu fügen; also: 'Elektrizitätswerk Mark' statt 'Märkisches Elektrizitätswerk', 'Grube Sulzbach' statt 'Sulzbacher Grube'. Eine Neigung übrigens, die heute durch alle europäischen Sprachen geht, weil sie alle unter dem gleichen Schicksal der Wirtschaft stehen. Es scheint sicher, daß wir, auf weitere Sicht gesehen, gewisse Neu- und Umformungen werden hinnehmen müssen, die von der verwirtschaftlichen Sprache ausgehen. In jedem Fall rührt sie tiefer an unser gegenwärtiges Sprachleben als eine andere Sonderform der Sprache, die früher zeitweise von ihrem Eigenbereich aus die Gemeinsprache bedrohte, das ist die Juristensprache, das Amtsdeutsch.

Der dritte bezeichnende Zug der gegenwärtigen Sprache ist ihr ungeheurer Bedarf an neuen Ausdrucksmitteln, besonders an neuem Wortgut. Und wieder ist der Kaufmann der größte Verbraucher. Man denke an die chemische Industrie: jeder Tag bringt neue Erzeugnisse, und alle wollen einen Namen, vielfach einen öffentlichen Namen. Und sind es nicht neue Dinge, so sind es neue Begriffe, die ihren Namen fordern. Auch wer ein grundsätzlicher Gegner des Fremdwortes ist, das sich hier stets als gefälligster Helfer einstellt, muß sich doch fragen, wie unsere Sprache auf die Dauer dem immer steigenden Bedürfnis nach neuen Ausdrucksmitteln genügen soll, ohne Schaden zu leiden. Nun hat unsere Sprache durchaus noch ihre Zeugekräfte; mit der 'Verkalkung', die auch sie sich neuerdings nachsagen lassen muß, ist es noch nicht so arg. Sie hat das wundervolle Mittel der Wortzusammensetzung: 'Rundfunk', 'Flugzeug', 'Kraftwagen' — aber 'Kraftwagenführer' ist schon zu schwer. Auch dies Mittel hat seine Grenzen in sich; und wenn man es gar zu sehr anstrengt, führt das entweder zu einer sprachlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inzucht, oder es führt zu schwerfälligen Haufenwörtern, die die grobe Abkürzung geradezu herausfordern: 'Selbsthilfebund der Körperbehinderten', gleich SBK. Menschen mit sprachlichem Feingefühl verlangen deshalb, man solle es statt der gehäuften Zusammensetzungen mit Neubildungen aus Grundwörtern versuchen. Schon Goethe hat das gelegentlich empfohlen: 'Warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stengeln, sie setzen sich auf die Stangen' (er ist angeregt durch französisch perche 'Stange', das ein Verbum percher neben sich hat). 'Mir kommt diese Art viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vorsetzung der kleinen Partikeln oder durch Zusammensetzung Worte bildet.' Es ist lehrreich, daß auch neuerdings gerade Dichter wieder diesen Weg empfehlen.

Nun scheiden ja gewisse, und zwar die anspruchsvollsten und habgierigsten Gebiete bei diesem Bedarf an Neuwörtern aus. Man hört freilich auch Stimmen, die nach einer Eindeutschung der wissenschaftlichen Fachsprachen rufen. Aber es wäre ein Unding und gar kein Dienst an der deutschen Sprache, wenn man von der Mathematik oder der Chemie oder der theoretischen Physik verlangen wollte, daß sie sich mit all ihren Eigenwörtern aus dem Deutschen bedient. Es gibt nämlich auch Dinge, für die die deutsche Sprache zu schade ist. Die Kunstausdrücke in den Fachsprachen haben etwas Starres, Festgelegtes, Unveränderliches; das natürliche deutsche Wort aber ist ein lebendiges Wesen, wachsend, schillernd, oft mehrgesichtig. Es ist durchaus keine dankbare Rolle für ein deutsches Wort, ein unbeweglicher, entlegener, nur für einen kleinen Kreis von Fachleuten vorhandener Fachausdruck zu werden. Das Bild ändert sich aber sofort, wenn es sich um Fachausdrücke oder Fachgebiete handelt, an denen die lingua publica ihren Anteil gewinnt oder fordern darf. Denn die öffentliche deutsche Sprache soll nach Menschenmöglichkeit deutsch sein. Es liegt deshalb im Zuge eines gesunden Sprachlebens, wenn man in der Erblehre neuerdings versucht, wenigstens die Hauptbegriffe auf deutsch zu prägen. Aber das ist begreiflicherweise ein ganz künstliches Geschäft.

Und so ist es oft und oft ein künstliches Geschäft, wenn wir versuchen, den Bedarf an Ausdrucksmitteln unserer heutigen Sprache zu decken. Es ist nicht ungefährlich, wenn man einfach dem Kaufmann dies Geschäft überläßt. Die verwirtschaftlichte Sprache ist zwar sehr behende im Wortschaffen; sie treibt sogar neue Wortbildungselemente hervor, z. B. das jüngste deutsche Suffix -ag (gleich Aktiengesellschaft): Hapag, Hanomag, Kraftag, Preußag, Bewag, Gepag, Aboag ... Solche Schöpfungen mögen den Bedürfnissen und dem Geschmack der Wirtschaftsfrage genügen. Sie genügen aber nicht den Anforderungen und dem Geist der Gemeinsprache, in die sie sich drängen. Es ist nicht damit getan, daß man den Unfug schilt, man muß seine tieferen Gründe erkennen. Nur dann gewinnt man die Möglichkeit zu Abwehr-, Einschränkungs- und Vorbeugungsmaßnahmen.

Es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß die drei Erscheinungen der Veröffentlichung, Verwirtschaftlichung und des Hungers nach Ausdrucksmitteln, die das Besondere unserer sprachlichen Lage ausmachen, vielfach miteinander zusammenhängen; das verstärkt den Schaden und erschwert die Ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hilfe. Aus dieser Lage ergibt sich eine Unsicherheit, Entwurzelung und Verkünstlichung des sprachlichen Lebens, wie sie so noch niemals in unserer Sprachgeschichte dagewesen ist. Diese unsicher gewordene und künstlich werdende Sprache darf man nicht sich selber überlassen. Die Lage ruft gebieterisch nach Sprachbeobachtung und Sprachpflege. Aber es ist klar, daß uns geschichtliche Vorbilder (und auch die französische Akademie ist ein längst geschichtlich gewordenes Vorbild) nicht helfen können: wir müssen die Form selber schaffen.

Die Stimmung in der Öffentlichkeit spricht außerordentlich stark für ein Sprachamt; Stimmen dagegen wagen sich kaum hervor, woraus man freilich nicht schließen darf, daß es sie nicht gäbe. Bei den Plänen, die man entwirft, bei den Wünschen und Forderungen, die man an das Sprachamt richtet, gehen die Meinungen freilich erheblich auseinander. Es sind zumeist Forderungen, bei denen der Tieferblickende sieht, wie sie aus unserer sprachlichen Gesamtlage erwachsen, oft aber nur einem Teilbedürfnis dieser Gesamtlage gerecht werden, manchmal auch nur einem eingebildeten Bedürfnis zu entsprechen suchen. Am stärksten ist offenbar der Wunsch nach Festlegung schwankenden Sprachgebrauchs. Er meldet sich zumeist bei Leuten, die nicht mehr ruhig in ihrer begrenzten Sprache leben, sondern in die lingua publica hineingeworfen werden. Nun werden sie unsicher und fragen: 'Heißt es die Lichte oder die Lichter? Was ist richtig: Augsburger Tagblatt oder Berliner Tageblatt? Sagt man Preßfreiheit oder Pressefreiheit? den Nachbar oder den Nachbarn? der Schneid oder die Schneid? trotz dem Kriege oder trotz des Krieges?' Man soll solchen Fragern ein einfaches Stilwörterbuch und eine brauchbare Grammatik in die Hand geben. Wer in sich selbst die Sprachregel nicht mehr hat oder ihr nicht mehr traut, hat allen Anspruch auf Hilfe und Beratung. Es schadet auch gar nichts, wenn diese Beratung gelegentlich eindeutiger eine bestimmte Form empfiehlt, als es der lebende Sprachstand rechtfertigt: dem sprachlich Unsicheren ist nur mit einem festen Stab geholfen. Und wer mag, soll sich daran halten. Aber es wäre natürlich ganz verfehlt, auf Grund solcher Wünsche einem Sprachamt die Aufgabe zuzuweisen, den Sprachgebrauch festzulegen. Denn das hieße, aus der lebenden eine tote Sprache machen. Die Sprache ist ja in unaufhörlichem Fluß; sie ist gesund nur, solange sie sich bewegt; und die Stellen des Schwankens, der doppelten Möglichkeit sind immer die Stellen, wo die Sprache wächst. Was besagen die kleinen Nöte, die dem einzelnen Sprachträger, zumeist dem weniger sprachmächtigen, erwachsen, was besagen gar die Nöte, die dem deutschlernenden Ausländer aus solchen Sprachschwankungen erwachsen, gegenüber der großen Tatsache, daß wir unsere Sprache in ihren tiefen Werdekräften lebendig halten müssen.

Andere Wünsche, die übertrieben sind, bewegen sich auf der Linie einer Vereinheitlichung der Aussprache. Auch sie sind nicht neu: schon vor Jahrzehnten hat es Apostel einer deutschen Einheitsaussprache gegeben. Aber es ist begreiflich, daß sie sich heute wieder melden, wo wir im Zeitalter des Rundfunks stehen, der auch dem gesprochenen Wort eine ungeahnte Öffentlichkeit gibt. Früher war es kein Notstand, daß auch der gebildete Schwabe anders

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sprach als der gebildete Bayer oder Leipziger oder Königsberger. Heute scheint es ein Notstand zu werden, wenigstens wenn man die Maßstäbe des Rundfunks anlegen wollte. Daß die Pflege des gesprochenen Wortes in Deutschland bislang ungebührlich zurückgestanden hat und daß die Bestrebungen anzuerkennen sind, die auf Sprecherziehung hinzielen, ist keine Frage. Eine sehr große Frage aber ist, wieweit diese Sprecherziehung ein Recht hat, gewachsene Lautungen durch künstliche, angeblich bessere zu ersetzen einer äußeren Vereinheitlichung oder gar einer abstrakten Schönheit zu Liebe. Man muß sich auch hier darüber klar sein, daß eine Sonderform der Sprache nicht ohne weiteres den Anspruch erheben darf, für alle Sprachträger (oder doch weite Kreise von ihnen) verbindlich zu sein. Und eine Sonderform ist doch die Kunstsprache, wie sie die Berufssprecher der Bühne, des Vortragssaales, des Rundfunks uns vorsetzen. Auch auf diesem Felde sind die Schwankungen, die Unterschiede das Leben, und die künstliche Einheit wäre der Tod. Es ist ein merkwürdiges Widerspiel: wir freuen uns heute der stammheitlichen Besonderungen, des landschaftlichen Reichtums nicht nur in Sitte, Tracht, Leben des Volkes, sondern auch in hohen Kulturäußerungen. In der Sprache aber soll das alles für nichts gelten. Dabei vergißt man noch eins, daß nämlich das gesprochene Wort (unendlich stärker als das geschriebene) der einzelnen Persönlichkeit verhaftet bleibt. Es ist ein Ausdruckselement von ihr, wie Bewegung, Haltung, Mienenspiel, und hat geradezu Anspruch auf eine persönliche Note. Man sollte meinen, daß das Besondere und Sprechende dieser persönlichen Note viel wertvoller ist als eine allgemein verbindliche, nach einem künstlichen Schönheitsrezept zurechtgemachte Hochsprache. Also auch hier muß es heißen: Pflege nur, soweit Pflege von nöten ist; im übrigen aber: wachsen lassen. Für die Sprachträger und Sprachkreise, die von der lingua publica eingemeindet werden, ist eine natürliche Ausgleichsbewegung auch in Lautungsdingen in vollstem Zuge; sie braucht gar nicht von Amts wegen unterstützt zu werden. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche ungeheuren Fortschritte dieser Ausgleich in den letzten hundert Jahren gemacht hat. Noch Goethe hatte eine Sprechsprache, die ihn heute in jeder gebildeten Gesellschaft unmöglich machen würde.

Dann soll das Sprachamt unsere Rechtschreibung verbessern, ein Wunsch, der namentlich im Jahre 1933 so lebhaft und ernsthaft geäußert worden ist, daß schon die Verleger unruhig wurden. Überhaupt will diese Forderung stark von der wirtschaftlichen Sicht der Sprache aus betrachtet werden. An sich ist das ein Gebiet, das durchaus einer amtlichen Regelung zugänglich ist. Unsere Rechtschreibung hat sich auf amtliches Geheiß gewandelt, sie hat die eine oder andere schwache Stelle, sie kann sich gern wieder einmal ändern. Aber man überschätze das nicht: die Rechtschreibung ist doch nicht die Sprache, sondern das Kleid über dem wachsenden Leib der Sprache. Gewiß, es kann einmal unmodern werden; aber allzuviel ist nicht daran gelegen, ob ein Fältchen so oder anders läuft. Und ganz sicher ist, daß wir heute brennendere Sprachsorgen haben als eine Erneuerung der Orthographie.

Sehr berechtigt sind dagegen nach dem Bilde unserer sprachlichen Lage, das wir uns eingangs vor Augen stellten, die Forderungen nach Sprach-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beratung, Sprachüberwachung und sinngemäßer Weiterbildung der Sprache, die auch in der öffentlichen Erörterung im Vordergrunde stehen. Nur sind diese Aufgaben leichter zu stellen als praktisch zu lösen. Nehmen wir nur den gröbsten Schädling, dessen Bekämpfung in diesen Bezirk fallen würde, das Fremdwort. Wenn wir das Sprachamt haben, wie soll es von Amts wegen mit ihm fertig werden? Es geht wirklich nicht so einfach, wie kürzlich (übrigens nach älterem Muster) wieder gefordert worden ist, daß man das Fremdwort kurzerhand unter Steuer oder Strafe stellt.

Von den sonstigen Wünschen, die man dem Sprachamt mitgibt oder mit denen man die Forderung des Sprachamtes begründet, sei nur noch einer herausgehoben, weil es sich da um ein sehr ernsthaftes Anliegen handelt, das ist die Werbung für die deutsche Sprache im Ausland. Man könnte damit eine zweite Aufgabe verbinden, das wäre die sprachliche Betreuung und Unterstützung des Auslandsdeutschtums. Hier bietet sich zweifellos eine Aufgabe von höchster kulturpolitischer, ja nationalpolitischer Bedeutung, der unter allen Umständen genügt werden muß. Die Frage ist nur, ob sie nicht so groß und so eigenrichtig in sich ist, daß sie von einer eigens dafür bestimmten Stelle nach besonderen Richtlinien mit gesammelter Kraft angegriffen werden müßte.

Es gibt nun, wenn man die Zeitungen verfolgt, noch hundert andere Gründe, um nach dem Sprachamt zu rufen. Da melden sich die deutschen Monatsnamen wieder, für die seit vielen Jahrzehnten geworben wird, ohne daß die Werbung sichtliche Fortschritte machte. Offenbar empfindet das allgemeine Sprachbewußtsein die Monatsnamen zu sehr als gängige Verkehrswörter, als daß ihm daran läge, sie mit so viel Sinn- und Gefühlsgehalt zu füllen, wie er den vorgeschlagenen deutschen Ersatzwörtern gutenteils eigen ist. Oder die deutschen Blumennamen rufen um Hilfe, die in Gefahr sind, von lateinischen überwältigt zu werden. Auch das ein Beleg für die Folgen der 'Veröffentlichung' der Sprache. Solange der Erfurter Züchter seine Gewächse nur in Thüringen verkaufte, konnte er mit deutschen Namen durchkommen; nun er seine Preislisten über ganz Deutschland schickt, ist er bis zu einem gewissen Grade genötigt, von deutschen Benennungen abzusehen wegen der außerordentlich starken landschaftlichen Unterschiede, die gerade die Benennung der Pflanzen aufweist. Wenn heute der Gärtner seine Pflanzen nur noch lateinisch nennt, so ist wieder eine besondere Form der lingua publica in sein natürliches Sprachleben eingedrungen und richtet da Verwüstungen an. Das ist gewiß eine Sache, die man beachten soll; aber es ist nur die kleine Teiläußerung eines Leidens, das viel allgemeiner ist und viel weitere Kreise zieht. Kurz, wo jemanden sprachlich der Schuh drückt, ruft er nach dem Amt. Bestrebungen allerverschiedenster, ja zum Teil widersprechender Art erhoffen von ihm das Heil. Wenn man ihm den Schutz der Mundarten zuschreiben will und auf der anderen Seite die Pflege hochsprachlicher Lautung, wie manche sie (mit einer ausgesprochenen Spitze gegen das Mundartliche) meinen, so wäre das ein solcher Widerspruch.

Ich bekenne mich zu den Jasagern, aber gerade darum wage ich es auszusprechen: wenn wir das Sprachamt haben, es wird manchen enttäuschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sprache ist gewiß künstlichem Eingriff offen; fragt sich nur, wie tief dieser Eingriff dringt. Die unteren Schichten, wo die großen Notwendigkeiten dem Wachstum der Sprache diese oder jene Richtung geben, erreicht er nicht. Etwas von Oberflächenarbeit wird immer dabei bleiben. Und mancher Mißerfolg, manches fruchtlose Mühen erklärt sich eben daher, daß die tiefere Notwendigkeit stärker ist als der menschliche Wille: da wird es der Sprachpflege nicht anders gehen als so vielem, woran der Mensch sich versucht. Aber solche Überlegungen dürfen uns nicht müde machen, die beste Form für die künstliche Sprachbeeinflussung zu suchen.

Als im Jahre 1926 die 'Sektion für Dichtkunst' bei der Akademie der Künste geschaffen wurde, die vielberufene 'Dichterakademie', erklärte der erste Präsident, daß die Akademie nicht nur das dichterische, sondern auch das sprachliche Gewissen der deutschen Nation zu verkörpern habe. Die Akademie hat später auch ein 'Sprachamt' eingerichtet, das von einem bekannten Dichter verwaltet wird, ohne daß aber jene Wirkungen ins Breite zu spüren wären, auf die hier alles ankommt. So anerkennenswert das sprachliche Verantwortungsgefühl ist, das aus dem Schritt der Akademie spricht, dieser Weg kann nicht zum Ziel führen, und zwar aus tiefen inneren Gründen nicht. Es mag ketzerisch klingen, aber die Ketzerei muß einmal ausgesprochen werden: Es geht nicht an, so ausschließlich, wie es oft geschieht, den Dichter als den Mann hinzustellen, der die Sprache eines Volkes, ihre Pflege und Fortbildung in der Hand hat; und es geht nicht an, so selbstverständlich, wie es oft geschieht, die Dichtersprache als vorbildhaft und richtunggebend für die allgemeine Sprachentwicklung hinzustellen. Je mehr einer ein Dichter ist, um so persönlicher, um so einmaliger ist seine Sprache; sie ist der Marmor, aus dem er seine eigenen Formen herauszuschlagen hat. Etwas ganz anderes ist die Schriftstellersprache: sie hat den Ruhepunkt nicht im Persönlichen, sondern im Allgemeingültigen. Und wenn in jener die persönlichen, so wirken sich in ihr mehr die soziologischen Kräfte der Sprachbildung aus. Die Schriftstellersprache hat eher einen Zug zum Beispielhaften, Richtunggebenden. Nun sind freilich viele Dichter auch Schriftsteller, das verschwierigt die Frage etwas; doch ist die Bindung durchaus keine notwendige. Es gibt Dichter, die nichts als Schriftsteller sind; aber es gibt auch Dichter, die gar kein Zeug zum Schriftsteller haben. Der Schluß ist klar: Wollte die Dichterakademie die Aufgaben einer Sprachakademie übernehmen, hielte sie sich für die eigentlich berufene Stelle, so ergäbe das einen Widersinn in sich. Sie würde damit bekennen, daß nicht der Dichter, sondern der Schriftsteller in ihr die Oberhand hat. Und wenn die Franzosen sich eine Akademie der Sprachregelung geschaffen haben — mit einiger Zuspitzung könnte man sagen: sie bekunden damit, daß sie nicht ein Volk der Dichter, sondern eher ein Volk der Schriftsteller sind.

Ein anderer, sehr ernsthafter Versuch, zu einem Sprachamt zu gelangen, ist vor zwei Jahren von München aus unternommen worden. Man dachte sich die Sache als eine große Organisation; alle möglichen Vereine, Verbände, Gesellschaften, denen an der Beeinflussung unseres Sprachlebens gelegen ist, sollten zu gemeinsamer Arbeit zusammengefaßt werden. Also

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Deutsche Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung, der Deutsche Sprachverein, die Deutsche Akademie in München, die sich um die deutsche Sprachwerbung im Ausland bemüht, die Reichsrundfunkgesellschaft, der Deutsche Bühnenverein, die Gesellschaft für deutsche Bildung, Standesvertretungen der Schule und andere mehr. Das Sprachamt wäre also eine Dachorganisation geworden, eine Reichsumschlag- oder Reichsmittelstelle für alle Fragen der Sprachpflege. Es wäre nicht mehr ein Körper gewesen, der aus dem Kern einer eignen sprachlichen Aufgabe heraus gelebt hätte, und da liegen die Bedenken. Mit einer bloßen weiträumigen Organisation ist auf diesem Felde wenig genug geschehen. Der Plan hat sich inzwischen auch totgelaufen, so sehr man wünschen möchte, daß gesunde Teilgedanken, die in ihm steckten, auf anderen Wegen ihre Erfüllung finden.

Statt dessen ist vor kurzem durch einen schnellen Entschluß des Reichsinnenministeriums ein 'Sprachpflegeamt' geschaffen worden. Es ist gut und klug, daß dieser Schritt geschah. Schon der Titel, der nicht die herrische Gebärde eines 'Reichsamtes der deutschen Sprache' aufsetzt, hat etwas Wohltuendes. Das Sprachpflegeamt ist von vornherein als eine vorläufige, als eine übergangs- und Entwicklungsform gedacht; anders kann es auch gar nicht sein. Ein deutsches Sprachamt müßte selbstverständlich darauf bedacht sein, in eine volle übereinstimmung mit den sprachlichen Bemühungen und Notwendigkeiten Österreichs und der Schweiz zu kommen. Sonst beschwört man die Gefahr einer Auseinanderentwicklung der deutschen Gesamtsprache herauf, die Gefahr eines Zerbrechens der in jahrhundertelangen Kämpfen mühsam errungenen Einheit der deutschen Schriftsprache. Von einer solchen übereinstimmung mit Österreich und der Schweiz sind wir noch entfernt; deshalb war für den Augenblick nur eine vorläufige Lösung möglich. Es wird alles davon abhängen, welche Entwicklung das Sprachpflegeamt nimmt. Da darf man es als glückliche Vorbedeutung ansehen, daß der hohe Ministerialbeamte, der das Amt gegründet hat und ihm vorsteht, zugleich Vorsitzender des Deutschen Sprachvereins ist.

Damit tritt endlich eine Größe in unseren Gesichtskreis, die beanspruchen kann, daß in diesen Dingen nichts über ihren Kopf geschieht. Der Sprachverein wird heuer fünfzig Jahre alt. Gegen was für Widerstand und was für Unverstand hat er sich durchsetzen müssen! Wie ist er angegriffen und bespöttelt worden! Aber es gehörte ein ordentliches Maß von Kurzsichtigkeit dazu, wenn man noch heute bei der Ablehnung verharren wollte. Freilich finden auch wohlmeinende Beurteiler des Sprachvereins, daß seine Bemühungen manchmal etwas zu Harthändiges und Handwerkerliches, seine Versuche öfter etwas Gewagtes und Gewaltsames haben. Wogegen zu sagen wäre, daß man nicht alles, was im Namen des Sprachvereins geschieht, dem Sprachverein zuschieben darf. Zu jeder Bewegung, die im Angriff ist, gehören Leute, die vorprellen, und Schützen, die übers Ziel schießen. Aber selbst wenn die Kritiker recht haben, wer kann über solchen Schwächen, über gelegentlichen Fehlgriffen und überschärfen den ungeheuren Segen verkennen, der unserem Sprachleben durch die Wirkung des Sprachvereins erwachsen ist. Es ist mir eine Freude, das gerade von diesem Katheder aus einmal aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

drücklich festzustellen. Es ist nicht unrichtig, wenn man es in Kreisen des Sprachvereins als einen Sieg der eignen Sache, als ein Aufgehen mühevoll gestreuten Samens ansieht, daß in unseren Tagen ein neues sprachliches Verantwortungsgefühl immer greifbarer seine Früchte trägt. Tatsächlich ist es so, daß wir ein recht wirksames Sprachamt *haben*, das eine Fülle von Möglichkeiten künstlicher Sprachbeeinflussung durchprobiert hat, ein Amt, das gerade die drei Dinge, die auch bei der gegenwärtigen Erörterung wieder mit Recht im Vordergrunde stehen, seit Jahrzehnten übt: Sprachberatung, Sprachbeobachtung, Hilfe bei der sinngemäßen Weiterbildung unserer Sprache. Alle Vernunft spricht dafür, sich die Erfahrungen einer solchen anerkannt erfolgreichen Stelle zunutze zu machen.

Ja, wendet man ein, aber es ist eben ein Verein, von Privatleuten getragen und auf private Wege der Beeinflussung angewiesen. In einer der Besprechungen, die vor zwei Jahren dem Gedanken des Sprachamtes Gestalt zu geben suchten, fiel der Satz: 'Der Verein ist die organisatorische Form des 19. Jahrhunderts, auch wenn es einem öffentlichen Zweck galt, die Form des 20. Jahrhunderts ist das Amt.' An diesem Einwand ist unzweifelhaft etwas Richtiges, aber doch in begrenztem Sinn. Was das Amt braucht, ist nicht die staatliche Macht, um Entscheidungen durchzusetzen, verbindliche Regelungen zu treffen, die gar zu leicht Maßregelungen der Sprache werden können; sondern was das Amt braucht, ist der staatliche Rückhalt, um die Beratungs-, Aufklärungs- und Werbetätigkeit in die weitesten Kreise zu tragen und ihr Nachdruck zu geben. Ein 'mit Befehlsgewalt ausgestattetes Amt', das 'bindende Entscheidungen' zu treffen hätte, ist ein Unding und wird schon deshalb nicht kommen, weil es nicht kommen *kann*. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Sprachunsichere in einem Sinn beraten wird, der ihm die Entscheidung abnimmt und ihn bindet. Aber den Sprachsicheren binden nach Entscheidungen, die für den Sprachunsicheren nötig sein mögen — man mag es nur einmal versuchen!

Um es kurz zu machen: Die Lösung dürfte auf dem Wege liegen, daß das Sprachpflegeamt die vorhandenen und erprobten Träger der Sprachpflege irgendwie mit sich verschmilzt. Dazu gehört neben dem Sprachverein etwa die Sprachberatungsstelle des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Das ist der Verlag, der den Duden herausbringt. Das Rechtschreibewörterbuch, das wir seit Jahrzehnten unter diesem Namen kennen, hat kürzlich ein sehr dankenswertes Gegenstück erhalten in einem Stilwörterbuch, das überraschend viel gekauft wird, und eben kommt eine handliche Grammatik dazu, der man denselben Erfolg prophezeien darf. Diese Bücher nehmen dem Sprachamt schon einen Teil seiner Arbeit ab. Das ist gedruckte Sprachberatung: wer sie als verbindlich nehmen will, dem sei es überlassen; wer seiner eignen Sprache und seines eignen Stiles sicher ist, der bleibe frei. Ohne Zweifel gehört die Betreuung solcher Volkswerke zu den Aufgaben des Sprachpflegeamtes. Ich kann mitteilen, daß der Verlag selber diese Verbindung wünscht und für sie erhebliche Opfer zu bringen bereit ist. Aber wichtiger als diese Allerweltshilfsmittel, bei denen sich jeder selbst Rats erholen kann, wären für das Sprachamt natürlich die Mittel, die seinen größeren Aufgaben zu genügen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hätten, den Aufgaben der ständigen Überwachung und Beeinflussung unseres sprachlichen Lebens. Das Amt darf nicht bloß Hirn sein, es braucht auch einen Mund. Da wären neue Wege zu suchen: manches gar zu Private, Vereinshafte, 'Sprachecken'mäßige müßte durch eine anspruchsvollere Art der Werbung abgelöst werden. Das neue Machtmittel des Rundfunks ließe sich einsetzen. Aber auch hier ist nicht einzusehen, warum das Sprachpflegeamt, das vor allem eine Zeitung braucht, nicht auf dem Vorhandenen aufbauen soll.

Wenn ich die Aufgaben des Sprachamtes so begrenze: Sprachberatung, Sprachüberwachung, Sprachweiterbildung, soll damit nicht gesagt sein, daß das Sprachamt sich ausschlösse von den weitergehenden und andersartigen Sprachaufgaben, die uns heute oder später entgegentreten können. Sicherlich wäre es Aufgabe des Sprachamtes, wenn einmal die Frage der Rechtschreibungsänderung brennend wird, die Sache in die Hand zu nehmen. Ebenso wird das Sprachamt bei mancher anderen Sonderfrage der gegebene Anreger und Vermittler sein. Nur wäre es ein Fehler, das Sprachamt von vornherein mit einem Riesenprogramm zu belasten, wie der Münchener Plan es vorsah. Wer zuviel auf einmal will, der höhlt erfahrungsgemäß die gute Sache aus.

Es ist ein bißchen deutsche Art, wenn irgend etwas nicht im Gleise ist, nach der Obrigkeit zu rufen. Der Deutsche schimpft zwar auf das Amt; im Grunde aber ist er der Überzeugung, daß eine Sache erst recht geborgen ist, wenn sie in den Händen des Amtes liegt; dann braucht man sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Hüte uns der Himmel davor, daß es mit dem Sprachamt auch so geht. Eine wirkliche Besserung der sprachlichen Schäden, an denen wir leiden, ist niemals von einem Amte zu gewärtigen; sondern sie setzt eine geduldige und anhaltende Erziehungsarbeit voraus. In der Schule fängt sozusagen das Amt des deutschen Sprachamts an. Nur wer die Menschen formt und entwickelt, formt und entwickelt im letzten Grunde auch die Sprache. Nun wissen wir: alle Erziehung hat ihre Grenzen, auch die Spracherziehung hat ihre Grenzen. Aber das soll uns nicht beirren, immer wieder mit der Erziehung anzusetzen — nicht zuletzt auch mit der Selbsterziehung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Duden und die deutsche Rechtschreibung

1936

Für die deutsche Rechtschreibung gibt es in diesem Jahr eine Reihe von Gedenktagen. Vor sechzig Jahren fand in Berlin die vom Preußischen Kultusminister Falk einberufene orthographische Konferenz statt; sie hat den Grund gelegt zu der Einheit der Orthographie, die wir heute genießen — längst nicht dankbar genug. Vor fünfundzwanzig Jahren starb Konrad Duden, den das Schicksal zum Kodifikator einer Rechtschreibung gemacht hat, die nicht die seine war und die ihm wenig gefiel. Und vor fünfzig Jahren starb Wilhelm Scherer, Dudens gewichtigster Widerpart auf der Konferenz; was er damals an Verbesserungen für wünschenswert und möglich hielt und gerade auch in der 'Deutschen Rundschau' verfocht, ist heute orthographisches Gesetz.

Wir wissen gar nicht, wie gut wir es in Dingen der Rechtschreibung haben — gegenüber den Nöten, mit denen sich noch unsere Großväter herumschlagen mußten. Scherer erwähnt öfter einen braunschweigischen Eisenbahnbeamten Dr. Scheffler, den seine orthographische Lebens- und Leidensgeschichte dazu veranlaßte, im Jahre 1863 mit einer eigenen Schrift über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung hervorzutreten. Erzogen nach dem System Heyse, versuchte der Mann es später mit dem System K. F. Beckers, dann mit dem Jacob Grimms. Aber das wich zu stark vom Herkömmlichen ab, und seine Kanzlei protestierte. Er arbeitete also für den Geschäftskreis der braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirektion eine amtliche Orthographie aus. Für den Privatgebrauch indes vertauschte er diese orthodoxe mit einer reformierten Schreibweise. 'Daneben aber', klagt er, 'muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schularbeiten nachhelfen zu können'. Und das ist nicht etwa ein Scherz: Durch Ministerial-Reskript vom 13. Dezember 1862 ordnete das Preußische Unterrichtsministerium an, daß die Lehrer derselben Unterrichtsanstalt sich über die zu lehrende Schreibung zu einigen hätten ....

Es ist nicht aufzuzählen, was etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts an Kommissionen und Konferenzen in Bewegung gesetzt worden ist, was von den Regierungen deutscher Einzelstaaten angeregt und angeordnet wurde, um den orthographischen Übelständen zu steuern. Dabei ging es immer um eine doppelte Aufgabe: um Einheit und Zusammenschluß, also Überwindung der Anarchie auf der einen Seite, um Einfachheit und Folgerichtigkeit, also Überwindung der orthographischen Schwierigkeiten auf der anderen. Es war auf die Länge nicht zu tragen, daß nicht nur die einzelnen Länder und Provinzen, sondern schließlich jedes Gymnasium und jede Druckerei eine eigne

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rechtschreibung hatte. Denn so weit ging es: in großen Druckereien vererbte sich eine 'Hausorthographie', und wenn ein Autor seine Rechtschreibung gesetzt haben wollte, mußte er oft einen Aufschlag zahlen. Und was das andere anlangt, die offensichtlich umständliche und widerspruchsvolle Schreibgebarung des Deutschen, so hat sie seit dem 16. Jahrhundert immer wieder einmal einen denkenden Kopf oder auch einen Querkopf veranlaßt, auf Erleichterung zu sinnen und angeblich faßlichere und schlüssigere Schreibregeln aufzustellen.

System aber konnte in die orthographischen Bestrebungen erst kommen mit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das heißt mit dem Aufblühen einer wissenschaftlich zuverlässigen deutschen Sprachforschung. Die beiden Sprachmeister des 18. Jahrhunderts, Gottsched in der ersten, Adelung in der zweiten Hälfte, hatten ihre Schreibweise ohne viel Theorie auf dem Herkommen aufgebaut, und Adelung blieb bis hoch ins 19. Jahrhundert hinauf das orthographische Muster — für die, die ein Muster gelten ließen. Nun kam Jacob Grimm, lehrte die Entwicklung der deutschen Sprache verstehen, klärte das Geschichtliche recht vieler Schriftformen auf, die phonetisch nicht zu begreifen waren, legte zugleich aber auch die Zufälligkeit und geschichtliche Widersinnigkeit vieler Schreibgewohnheiten bloß, wie sie die bunten Schicksale unserer Sprache in den neuhochdeutschen Jahrhunderten hatten fest werden lassen. Es ist ein Zug romantischer Geisteshaltung bei Jacob Grimm und darüber hinaus ein eigentümliches Anzeichen von Selbstüberschätzung des mündig und kühn gewordenen historischen Wissens, wenn der Schöpfer der deutschen Grammatik eine tiefgreifende orthographische Reform plante, die unsere Schreibweise von rückwärts her, vom Mittelhochdeutschen aus, reinigen und berichtigen sollte. Noch in der Vorrede des ersten Bandes des Deutschen Wörterbuches, also im Jahre 1854, schreibt Jacob Grimm, einer der Hauptgründe, die ihn zur übernahme des Werkes vermochten, sei der Wunsch gewesen, mit Hilfe dieses 'Hausbuches' eine neue Orthographie an die Stelle 'unserer schimpflichen, die Gliedmaßen der Sprache ungefüg verhüllenden und entstellenden Schreibweise' zu setzen. Glücklicherweise hat die Einsicht eines Verlegers das verhindert. Aber eine ganze Schule von Germanisten stellte sich 'mehr oder minder entschieden' auf denselben Boden. Damit war das 'historisch-etymologische Prinzip' der orthographischen Reform geboren, und wenn es nach den radikalsten seiner Verfechter gegangen wäre, hätten wir nicht nur neu-alte Wortbilder, sondern auch neu-alte Sprachformen erhalten: Ameiße, Wirde (statt Würde), eräugnen (statt ereignen), Helle (statt Hölle) und dergleichen mehr.

Gegen die Romantiker erhoben sich die Rationalisten, gegen das historische das 'phonetische Prinzip'. Scherer nannte die konsequenten Phonetiker die 'fi-Partei'; denn so einfach ließ sich phonetisch mit dem Worte 'Vieh' fertig werden, und schweizerische Lehrer waren schon dabei angelangt. 'Jedem Laut ein Zeichen und keinem Laut mehr als ein Zeichen', das war die ideale Regel der phonetischen Reformer. Und wenn es auch nur wenige waren, die diese Regel auf Biegen und Brechen durchzusetzen suchten, eben das kleine Häuflein von Extremisten der 'fi-Partei': der anzusteuernde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Richtpunkt für orthographische Reform war damit gegeben, und jeder Vorschlag auch gemäßigter Phonetiker ist ein Schritt zu diesem Ziel.

Das waren die beiden Fronten in den orthographischen Kämpfen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. 'Schreib, wie es die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt', sagten die einen; 'schreib, wie und was du sprichst, nicht mehr und nicht weniger!' sagten die anderen. Bei jedem neuen Aufflackern des orthographischen Streites zeichnen diese alten Fronten sich ab — und sie müssen es nach dem besonderen Wachstum unserer neuhochdeutschen Orthographie.

Aber derweil die Theoretiker stritten, brannte es den Praktikern unter den Nägeln, am fühlbarsten den Schulmännern und den Druckern. Mehr als ein Schulleiter löste damals die orthographische Frage für seinen Wirkungskreis auf eigne Faust. Unter ihnen war auch der Schleizer Gymnasialdirektor Konrad Duden. Er ließ die orthographischen Regeln, die er zunächst nur für den Hausgebrauch aufgesetzt hatte, 1871 in einem bescheidenen Gymnasial-Programm drucken; und als er bei Gelehrten und Schulleuten Beifall fand, wagte er den Sprung zum Buche: 1872 erschien der erste 'Duden' unter dem Titel: 'Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichniß'. Und auch der Zweck steht auf dem Titelblatt: 'Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete'. Das war also eine reine Privatarbeit; sie spiegelt den ganzen Meinungskampf jener Jahre wieder, und das Wörterverzeichnis muß sich noch bescheiden als Anhang zu einem breitausladenden polemisch-theoretischen Teil. Diesem Buch verdankt Duden die Teilnahme an der orthographischen Konferenz vom Jahre 1876, die für ihn das Sprungbrett zur deutschen Rechtschreibungsdiktatur wurde.

Man kann an den Wandlungen Dudens und seiner Orthographie allerlei Grundsätzliches lernen über die Wege und Möglichkeiten einer Reform, oder sagen wir lieber: einer vernünftigen Weiterbildung unserer Rechtschreibung. Duden bekannte sich zu den Phonetikern, aber er war es nur in einem begrenzten Sinn. Er dachte nicht daran, historisch gewachsene Schriftzeichen wie das ie als Längenausdruck, das umständliche sch, das unbequeme ß zu beseitigen. Sondern er war Phonetiker, insofern er der Sprechform vor der historisch 'richtigen' den Vorzug gab und, was noch wichtiger ist, insofern er eine Weiterbildung und Erleichterung unserer Orthographie immer von Seiten des gesprochenen Wortes her suchte: Laute, die man nicht hört, haben kein Recht darauf, von der Schrift in alle Ewigkeit festgehalten zu werden. Aber praktisch griffen die Auswirkungen dieser Regel nicht weit: wol, gebüren, Mal (Festmal), malen (auf der Mühle) und ähnliches wollte schon der erste Duden — und wir stehen heute immer noch beim Dehnungs-h. Wo irgend der Gebrauch schwankt, hat die Erleichterung einzusetzen, und immer nach der Seite des phonetisch Natürlichen hin, das war Dudens sehr gesunder Grundsatz.

Bis zur Berliner Konferenz des Jahres 1876, die nach der politischen Einigung Deutschlands nun endlich auch die orthographische zuwege bringen sollte. Hier erwies sich Duden überraschenderweise als der radikalste Forderer,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beinahe als Anhänger der fi-Partei (die im übrigen vernünftigerweise nicht vertreten war): er war für einschneidende und konsequente Reform, insonderheit für Abschaffung aller Dehnungszeichen, also Sene, Sensucht, du stilst, er stilt, zu stelen usw. Um das Dehnungs-h ging überhaupt der meiste Streit, und was schließlich beschlossen wurde, war eine Halbheit: nach a, o, u, ä, ö und ü sollte das h fallen, nach e und i sollte es bleiben. Scherer, der von Bismarck selber halbwegs als Bremser in die Konferenz entsandt war, hat ihre Beratungen nachträglich glossiert. Und er urteilt wohl psychologisch richtig, wenn er von der anspornenden Wirkung des Machtgefühls redet, das stets vom grünen Tisch ausgeht ... Jedenfalls machte sich das Preußische Ministerium die Kommissionsbeschlüsse nicht zu eigen, weder in der Frage der Dehnungszeichen noch in Sachen der ſ-Laute, obgleich diese Beschlüsse nach Duden 'das Minimum waren, das den Schulen und durch die Schulen dem Volke geboten werden konnte'. Und das Preußische Ministerium hatte recht; denn es wollte Einigkeit, nicht nur in den preußischen Provinzen, sondern nach Möglichkeit auch innerhalb des Reiches. Einigkeit war aber nur zu erreichen (das öffentliche Echo der Berliner Konferenz bewies es deutlich genug), wenn man dem Gegebenen nahe blieb; alle tieferen Eingriffe in die gewohnte Rechtschreibung hätten nur Widerstände gegen die Einigung rege gemacht.

So kam es zu der Puttkamerschen Rechtschreibung von 1880, für die im wesentlichen der Germanist Wilhelm Wilmanns verantwortlich zeichnet. Theoretisch bedeutete sie einen Rückschritt gegenüber der Berliner Konferenz; denn sie nahm nur wenig von ihren Vorschlägen auf, in der Hauptsache die Erleichterung der phonetisch unsinnigen Zeichengruppe th in Fällen wie Thurm, Eigenthum, Wirth, die freilich im Anlaut noch manchen Wörtern erhalten blieb. Praktisch gesehen aber war diese orthographische Regelung eine kluge, auch politisch kluge Tat. Denn nur ihre Vorsicht und Mäßigung eröffnete ihr die Aussicht, in kurzer Zeit zur Alleinherrschaft in Deutschland, wenn auch zuvörderst nur in den deutschen Schulen, zu gelangen. Selbst das Bayrische Kultusministerium versicherte, daß die Einführung der in der preußischen Orthographie gedruckten Schulbücher in Bayern nicht beanstandet werden würde. Denn nur um die Schulen handelte es sich zunächst: nur sie konnten von den Unterrichtsministerien auf die preußische Orthographie verpflichtet werden.

Duden hat an dieser jüngeren Entwicklung keinen unmittelbaren Anteil mehr. In seiner 'Zukunftsorthographie' von 1876 verfolgt er noch, recht siegessicher, seine eigne reformerische Linie. Aber er war einsichtig genug, sich den alten Raumerschen Grundsatz zu eigen zu machen, 'daß eine minder gute Orthographie, der ganz Deutschland zustimme, besser sei als eine vorzüglichere, die sich auf einen Teil Deutschlands beschränke'. Er steckte darum, als 1880 das amtliche deutsche Regelbuch erschien, noch ein paar Löcher zurück und schrieb sein 'Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache', das seinen Namen zum Begriff hat werden lassen. Das ist ein halbamtliches Buch, wenn man so will; denn auf dem Titel steht: 'Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln'. Aber es ist in höherem Maße eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Privatarbeit; denn nach Regeln, die für die Rechtschreibung der Schule bestimmt waren, den ganzen deutschen Wortvorrat orthographisch zu kodifizieren, das war eine Aufgabe, die dem eignen Ermessen und der eignen Entscheidung einen ziemlichen Spielraum bot. Duden ist also sozusagen ein Orthograph wider besseres Wissen. Die preußische Orthographie, die er mehr als irgend ein anderer gefördert hat, ist, wie er 1880 versichert, 'nichts weniger als das Ideal des Verfassers; aber von allen Orthographien, die für den Augenblick möglich sind, ist sie die beste'. Es ist sehr lehrreich, wie der Zwang der Sache selbst diesen Mann konservativ gemacht hat. Denn die nächste orthographische Konferenz vom Jahre 1901, auf der unsere heutige Rechtschreibung im wesentlichen steht, brachte wenig Neues (in der Hauptsache die endgültige Beseitigung des th in deutschen Wörtern) und ermöglichte eben dadurch nach den Schweizer Bundesbehörden auch der österreichischen Regierung den Anschluß an die preußische Orthographie. Sie ermöglichte auch, was nicht geringere Schwierigkeiten machte, das Eindringen der Schulorthographie in die Amtsstuben. Das Vorwort noch der sechsten Auflage des 'Duden' vom Jahre 1900 schloß mit dem Stoßseufzer, es werde hoffentlich in absehbarer Zeit dem unerträglichen Übelstand ein Ende gemacht werden, daß die jungen Leute die Rechtschreibung, die sie in der Schule haben lernen müssen, nicht anwenden dürfen, wenn sie in den Staatsdienst treten. Erst die siebente Auflage von 1902 jubelt: 'Wir besitzen in der Tat eine Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge klingt'. Das eine große Ziel, die Einheit, war erreicht, und es klingt wie ein spätes Klugwerden, wenn Duden hinzufügt: 'Hätte man damit eine gründliche Reform der Rechtschreibung verbinden wollen, so hätte man alsbald den Boden unter den Füßen verloren und wäre einem in der Luft schwebenden Trugbild nachgejagt'.

Es scheint recht nützlich, in diesem orthographischen Gedächtnisjahr daran zu erinnern, was wir in unserer Orthographie eigentlich haben und wie mühselig wir dazu gelangt sind. Es ist ein Kinderspiel, auf dem Papier eine 'vernünftigere' deutsche Rechtschreibung auszuarbeiten; die Schwierigkeiten setzen, wie bei allen Weltverbesserungsplänen, erst ein, wenn das Wunschkind sich in dem nüchternen und harten Leben zurechtfinden soll. Zeiten des Neuerns rufen immer auch die orthographischen Neuerer auf den Plan. Wir haben das nach der Novemberrevolte erlebt und ebenso nach der nationalsozialistischen Revolution. Nach dem Jahre 1918 mußte man die Gründe von verschiedenen Seiten holen, um vor überstürzten Änderungen zu warnen. Am wirkungsvollsten war der Einspruch der Buchhändler und der Drucker, und ihre Bedenken werden immer Beachtung verlangen. Man mache sich nur einmal klar, was es wirtschaftlich und technisch für Folgen hat, was alles mit einem Schlage Makulatur und altes Eisen wird, wenn ein Kulturvolk wie das deutsche seine Orthographie einschneidend verändern wollte. Aber heute genügt ein Grund, um jede Änderung hintan zu halten: Deutschland kämpft heute um seine Stellung in der Welt, auch um die Stellung seiner Sprache in der Welt. Jeder Eingriff in unsere Rechtschreibung bliebe im Augenblick aber natürlich auf die Reichsgrenzen beschränkt, je tiefer er ist,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umso sicherer; er würde also helfen, das Auslanddeutschtum von uns abzuriegeln und unseren kulturellen Einfluß aufs Ausland zu beengen. Ehe wir nicht wenigstens mit Österreich und der Schweiz auf einem anderen Fuße stehen als heute, ist an eine Rechtschreibungsänderung gar nicht zu denken.

Diese kulturpolitische Seite ist es überhaupt, die von den Neuerungssüchtigen seit jeher entweder übersehen oder falsch gesehen wurde. Es ist aber kein Zweifel: je mehr das Deutsche den Anspruch erhebt, eine Weltsprache zu sein, umso empfindlicher wird es gegen orthographische Experimente. Man sagt wohl: unsere Rechtschreibung ist zu schwierig; das erschwert der deutschen Sprache den Weg in die Welt. Ein Vergleich der vorsintflutlichen englischen Orthographie mit der italienischen, die seit Jahrhunderten dem Ideal einer phonetischen Schreibung sehr nahekommt, läßt aber erkennen, daß die Schreibgebarung einer Sprache nur von untergeordneter Bedeutung ist für die Frage, ob sie in der Welt Boden gewinnt oder nicht.

Nun bleibt es ja wahr, unsere Rechtschreibung ist ein Schulmeisterkreuz. Und nicht alle Schulmeister haben die Phantasie, das Kreuz so erträglich zu machen wie jene Lehrerin, die aus jeder Regel ein Bild zu formen wußte und etwa den Unterschied von 'lassen' und 'spaßen' dahin erläuterte: in 'spaßen' mache sich das lange a so breit, daß für die beiden ß kein Platz mehr bleibe und das erste sein Brüderchen auf den Rücken nehmen müsse ... Im Ernst: wir leben in orthographischen Dingen aus einer Vergangenheit, mit der wir einfach fertig werden müssen, aus der wir so wenig herauskönnen wie etwa aus unserer unbequemen mitteleuropäischen Lage. Es ist doch sehr aufschlußreich, daß die beiden Reformen, die die schulmeisterlichen Nöte um ganze Felder einschränken würden, zwar von Sonderlingen und Sonderkreisen versucht wurden, aber nie auf allgemeine Einführung Aussicht hatten (heute weniger denn je), das ist die Abschaffung eines unserer beiden Alphabete, sei es das deutsche oder das lateinische, und die Beseitigung der Großschreibung bei den Hauptwörtern. Hier ist die geschichtliche Bindung von vornherein so stark, daß man sich ihr eben bequemt — wenn es schon an der Einsicht mangelt, diese Dinge als einen Vorzug zu nehmen.

Das soll freilich nicht heißen, daß unsere Schreibweise für Verbesserungen keinen Raum biete. Es ist vielmehr (durch die Jahrhunderte hin deutlich erkennbar) das innere Entwicklungsgesetz unserer Orthographie, daß sie, von einer phonetischen Lautwiedergabe ausgegangen, immer wieder Annäherung an eine lautgerechte Schreibung sucht; die nebenherlaufende Strebung, etymologische Zusammenhänge oder Scheinzusammenhänge auch im Schriftbild festzuhalten, so alt und gut sie ist, gibt den 'Historikern' kein Recht, das etymologisch-konservative Prinzip gegen eine der Lautung folgende Weiterbildung unserer Orthographie auszuspielen. Aber wenn aus der Geschichte überhaupt etwas zu lernen ist, dann lehren die letzten hundert Jahre unserer Rechtschreibungsgeschichte, daß eine solche Weiterbildung nur in langsamen und kurzen Schritten erfolgen kann: Die Einheit über alles, und Reformen nur, soweit sie die mühsam gewonnene Einheit nicht gefährden!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So bliebe es denn bei dem Schulmeisterkreuz? Und bei dem 'Duden' als Nothelfer, Ankläger und Richter in einer Person? Der Verlag war, als er vor einiger Zeit die elfte Ausgabe herausbrachte, so kurzsichtig, ein orthographisches Preisausschreiben in die Welt zu schicken, und setzte sich damit verdientermaßen gehörig in die Nesseln. 'Hilde Müllers Tagebuch', das einige dreißig Schnitzer barg, sollte verbessert werden; rund fünfzehntausend Schreibbeflissene beteiligten sich an der Suche. Und das Ergebnis: nicht ein einziger fand alle Fehler — oder besser gesagt, alles, was der Duden für Fehler hält. Das ist in der Tat ein Bankrott, aber nicht für die deutschen Rechtschreibungsgrundsätze, sondern für den Unfehlbarkeitsanspruch, mit dem der 'Duden' sie vertritt, wenigstens nach diesem Preisausschreiben. Aber bei jeder Unfehlbarkeit kommt es darauf an, ob man sie gelten läßt oder nicht: an dieser Stelle liegt die Lösung. Wenn nun einer 'der gleißnerische Meßner' schreibt statt des 'gleisnerischen Mesners', den der 'Duden' von einer Auflage in die andere weiterschleppt: er mag sich getrösten, daß von den allgemeinen Rechtschreibungsgrundsätzen des Deutschen aus das ß mindestens so gut ist wie das s; hier hängt dem 'Duden' noch ein Stück Eierschale an aus jenen Kampfzeiten, in denen das historisch-etymologische Prinzip den unbedingten Vorrang beanspruchte. Oder nehmen wir das strittigste Gebiet, die Großschreibung: wenn jemand 'von rechtswegen', 'zuhause', 'anstelle' schreibt oder 'er geht zu Grunde', 'er fährt Rad', 'Dienstags', wo der 'Duden' es umgekehrt will: er sei überzeugt, daß auch seine Schreibung sich wohl vertreten läßt. Solange wir an den großen Buchstaben überhaupt festhalten, wird es zwischen Groß- und Kleinschreibung immer einen Grenzstreifen der doppelten Möglichkeiten geben. Der 'Duden' trifft in jedem Fall eine Entscheidung, und das ist gut für die, die selber eine Entscheidung suchen. Man muß auch anerkennen, er tuts nach feingesponnenen Regeln; aber für den Alltagsgebrauch erweisen sie sich manchmal als zu fein. Es gibt nur einen Ausweg: man erkenne die doppelten Möglichkeiten an! 'Spazieren gehen' ist wirklich genau so gut wie 'spazierengehen'; 'er spricht deutsch' ist wirklich genau so gut wie 'er spricht Deutsch'; 'Kaiser-Wilhelm-Straße' oder 'Kaiser Wilhelmstraße' oder 'Kaiser Wilhelm Straße', wie kann man sich bei dergleichen Nichtigkeiten überhaupt aufhalten? Das Leben ist inkonsequent, die Sprache ist inkonsequent, wir dürfen getrost auch der Orthographie eine gewisse Ellbogenfreiheit einräumen. Wir müssen es uns abgewöhnen, in knifflichen Fällen jede Schreibung, die nicht im 'Duden' steht, für einen Fehler oder gar für einen Makel anzusehen. Konsequenzmacherei und Splitterrichterei sind immer vom übel, sie sind auch gegen das innere Gesetz unserer Orthographie.

Das soll nun freilich keinen Freibrief für unorthographisches Schreiben bedeuten. Orthographische Schulung muß sein, und gewisse Ziele muß sie erreichen — noch jeder vernünftige Lehrer gibt zu, daß sie auch zu erreichen sind. Aber hier zeigt sich, daß das Problem noch eine andere vielleicht ernstere Seite hat. Was vielen heute als orthographischer Notstand erscheint, das ist in Wirklichkeit der Notstand einer verfallenden Schulbildung. Dabei wird diese Schulbildung — seltsames Widerspiel — heute stärker als je in Anspruch genommen, und das gerade macht den Notstand sichtbar. Unseren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tagen haben die Schreibmaschinen und die Tippfräuleins eine Hemmungslosigkeit des Schreibens beschert, wie sie sich früher schon aus Gründen der Wirtschaftlichkeit verbot. Vor sechzig und achtzig Jahren schrieb auch ein großer Kaufmann seine Geschäftsbriefe noch selbst, und der Schreiber, der die Copialbücher führte, hatte keine Rechtschreibungsnöte. Heute muß die 'Sekretärin' alles wissen, auch was der Chef vielleicht selber nicht weiß. Natürlich tun sich bei dieser Verlagerung und Verbreiterung des Schreibens allerlei Nöte auf; aber nicht unsere Orthographie ist an ihnen schuld. Und wer über diese Nöte schilt, sollte sich klar machen, wo ihre Wurzeln liegen. Unsere Interpunktionsregeln sind in den Grundzügen so einfach und folgerichtig, daß ich nicht wüßte, wo hier eine Verbesserung überhaupt ansetzen sollte. Und wieviele Sekretärinnen gibt es, die dieser Regeln mächtig sind? Wieviele Studenten, die nicht mit ihnen fertig werden? Aber freilich, zu einer richtigen Zeichensetzung gehört eine Kenntnis der Grundlage der deutschen Grammatik. Und da eben hapert es.

Wilhelm Scherer, der an sich einer zweckgerechten Weiterbildung unserer Orthographie durchaus geneigt war, hat einmal geschrieben, die orthographische Frage sei eine Frage zehnten Ranges. Vielleicht ist die Zahl ein bißchen hoch gegriffen. Aber das steht fest, daß wir heute viel dringendere Sprachsorgen haben. Man macht sich zu wenig Gedanken darüber, daß die ungeheuren wirtschaftlichen und technischen Neuerungen der letzten hundert Jahre auch unser Sprachleben in ganz neue und nicht immer erwünschte Bahnen drängen. Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief, der von den schmerzlichen Erfahrungen berichtete, die bei der Durchsicht der hunderte von Aufnahme-Aufsätzen für ein Berliner Abend-Gymnasium zu machen waren: 'Insbesondere bei aktuellen Themen ist die blutlose Berliner Rundfunksprache von schlechthin verheerendem Einfluß: kaum einer von den vielen bildungseifrigen jungen Menschen formt mehr einen Eindruck von sich aus, sondern sie bedienen sich völlig gedankenlos der zahllos bereitliegenden Wortschablonen, die ihnen der Rundfunk immer und immer wieder vorspricht; es ist erschreckend, wie selten sich daneben noch einigermaßen Selbst- und Bodenständiges leise hervorwagt'. Das ist nur ein schmales Streiflicht; aber es berührt einen entscheidenden Punkt: wir stehen im Zeitalter einer ungeahnten 'Veröffentlichung' des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, die ganz neue Formen von Sprachgestaltung und Sprachwachstum hervorrufen muß. Das Verantwortungsbewußtsein wecken und stärken bei denen, die diese veröffentlichte Sprache tragen, den Gefahren vorbeugen bei denen, die ihr oft hilflos überantwortet werden: das sind die beiden Felder, auf denen heute schwerste spracherzieherische Arbeit zu leisten ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Besprechungen

Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg 1913/14.

Das vorliegende Buch hatte nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden; sie liegen teils in der Eigenart des Stoffes, teils im Mangel an geeigneten Vorarbeiten — eine Geschichte der Grammatik kann nicht rein pragmatisch-kompendiös vorgehen. Die Betrachtung und ihr Material, grammatische Theorie und Sprachstoff sind so eng miteinander verknüpft, daß eine Darstellung des einen losgelöst vom andern unmöglich ist. Je eingehender die geschichtliche Entwicklung grammatischer Theorien und Erkenntnisse geschildert wird, umso weniger läßt sie sich vom Stoffe trennen; dieser hat die Gliederung zu bestimmen, und deshalb hat J. mit Recht den größeren Teil des Buches, den zweiten Hauptteil, systematisch angelegt und nach grammatischen Kategorien disponiert: er verteilt das Material auf die Kapitel Lautlehre, Orthographie, Lehre von den Redeteilen, Wortbildung, flektierbare und unflektierbare Redeteile und Syntax. Natürlich reicht aber eine systematische Behandlung nicht aus: erstens weil sie keinen Raum bietet für die Darstellung der Gesamthaltung eines grammatischen Werkes, seiner Richtung und seiner Eigenart innerhalb der geschichtlichen Entwicklung, und zweitens weil sich namentlich in der z. T. ganz individuell orientierten älteren Grammatik manches einer Systematik einfach entzieht; sie ist schließlich erst möglich oder lohnend, sofern eine gewisse Gleichmäßigkeit des Stoffgebietes und der Betrachtungsweise vorliegt. J. schickt deshalb dem systematischen einen historischen Teil voran, der soweit wie möglich chronologisch vorgeht und das einzelne Werk als ein Glied der gesamten Entwicklung zu erfassen sucht.

Ich glaube nicht, daß der Stoff zweckmäßiger verteilt werden kann, wie übrigens auch im kleinen die Gruppierung des Materials sehr übersichtlich ist. Natürlich hat aber eine solche Parallelbehandlung desselben Stoffgebietes ihre Gefahren: außer der Klippe der Wiederholungen oder doch Stofffkreuzungen droht, wenigstens für den ersten Teil, die andere einer gewissen Ungleichmäßigkeit, die dadurch hervorgerufen wird, daß hier mehr, dort weniger dem zweiten Teil aufgespart werden muß. Vor dem ersten Fehler schützt J. sein feines Distinktionsvermögen. Teil 1 und 2 kreuzen sich merklich eigentlich nur in einem Falle: bei der Behandlung der Orthographie. Das betreffende Kapitel des zweiten Teils ist schmaler, als es dem Stoffe nach zu sein brauchte, aber das hat seinen guten sachlichen Grund. Denn die Fragen der Orthographie lassen sich vielfach nicht trennen von denen der Sprachformen, die ihrerseits wieder im Zusammenhange stehen mit dem Problem der Schriftsprache. Die Stellung der einzelnen Grammatiker diesem Problem gegenüber ist ja der Angelpunkt für ihr Verständnis; die fehlende Einsicht in das Wesen, die Bedeutung und die Bedingtheit der Schriftsprache, der Mangel an richtiger Erkenntnis der Unterschiede und des Wechselverhältnisses von Schriftsprache, Umgangssprache und Dialekt ist sozusagen der Fundamental-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fehler der ganzen älteren Grammatik. Es ist notwendig und sehr dankenswert, wie J. es getan hat, diesem Punkte bei der Würdigung der einzelnen Grammatiker besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist ganz angemessen, wenn im Zusammenhang damit Orthographisches breitere Berücksichtigung findet. — Eine gewisse Ungleichmäßigkeit zeigt der erste Teil allerdings, aber sie entspringt nicht nur aus dem oben berührten Grunde. Sie war kaum zu vermeiden, wenn man den Rahmen des Buches so weit spannt, wie J. es tut. Seine Absicht geht auf vollständige Verwertung des Quellenmaterials in der Darstellung; deshalb verweilt er auch bei nebensächlichen oder isolierten Werken wenigstens mit einer kurzen Inhaltsangabe; anderseits verlockt bisweilen das besondere Interesse einer Episode aus der Geschichte der Grammatik oder die intimere Bekanntschaft mit dem Gegenstande zu weitläufigerer Darstellung. Das hat zur Folge, daß im ersten Teil Partien von der Knappheit des Grundrisses wechseln mit solchen von der Breite der Monographie; jenes gilt mehr für den Anfang, dies mehr für den Schluß, von Kapitel IV an: ich denke besonders an VI 5, die Darstellung des Kampfes um die Sprachnorm innerhalb der 'Fruchtbringenden Gesellschaft', wo das auch aus Briefen reichlich fließende Material den Verfasser zu einer bis ins kleinste gehenden Schilderung führt. Auch das Kapitel über Adelung, an sich ausgezeichnet, sprengt mit seinem Detail fast den Rahmen des Buches.

Aber diese Bemerkungen begründen keinen Vorwurf: ein Werk, das einen so weitschichtigen Stoff zum ersten Male in seiner Totalität zur Anschauung bringen will, wird kaum je von solchen Ungleichheiten frei sein, zumal wenn sich, wie hier, weithin der Mangel an Vorarbeiten geltend macht und den Verfasser zur Kleinarbeit zwingt. Für die ältere deutsche Grammatik ist ja schon manches geschehen, aber für die Zeit etwa von Schottel an war J. wesentlich auf eigene Untersuchungen angewiesen; das mußte natürlich in der Darstellung fühlbar werden. Noch peinlicher wird das Fehlen nutzbarer Vorarbeiten dem Verfasser beim zweiten systematischen Teil des Buches bewußt geworden sein; umso mehr Anerkennung verdient, was rastloser Fleiß hier geleistet hat. Der zweite Teil hat mit dem ersten eine gewisse Neigung zur Verbreiterung gemein: in den Kapiteln 'Lautlehre' und 'Orthographie' geht J. bisweilen ziemlich summarisch vor, während mehr gegen Ende namentlich in der Heranziehung fremdsprachiger Grammatiken des Guten gelegentlich fast schon zu viel geschieht. An sich ist die Aufmerksamkeit, die J. möglichen Zusammenhängen zwischen der deutschen und der französischen Grammatik widmet, natürlich nur zu begrüßen; aber die breite und selbständige Behandlung, die er etwa beim Abschnitt 'Wortstellung' dem Streit der französischen Grammatiker über die natürliche Wortfolge und die Inversion zuteil werden läßt, überschreitet eigentlich die Grenzen dieses Buches. Doch ein solcher Mangel an Ökonomie mag manchem als ein Vorzug erscheinen. Völlige Erschöpfung des grammatischen Materials liegt nicht im Plane des Buches. J. stellt die Redeteile und unter ihnen wieder die flektierbaren, Nomen und Verbum, entschlossen in den Mittelpunkt und scheidet auch hier gebührend Wesentliches von Unwichtigerem; die Deklination der Fremd-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wörter etwa wird nur eben gestreift. Am wenigsten erhebt Anspruch auf Vollständigkeit das letzte und schwierigste Kapitel, die 'Syntax'. Was hier geleistet werden muß, wird in vollem Umfange nur monographisch geleistet werden können. An dieser Stelle empfindet der Leser am stärksten das Bedürfnis nach selbständiger Behandlung des Gegenstandes, das er bei der Lektüre des zweiten Teils öfter verspürt. J. wählt aus: er behandelt besonders eingehend die historische Auffassung der Syntax des Adjektivums und des Verbums und bleibt damit bei der Bevorzugung der flektierten Redeteile, die ihn bei der Stoffgliederung des systematischen Teils überhaupt leitete. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über das Adjektivum, weil die intime Behandlung dieses Segments der Syntax recht deutlich werden läßt, wie vielfältige Gesichtspunkte unter Umständen beim historischen Erfassen grammatischer Theorien und ihres Gegenstandes maßgebend sein können. Mit Notwendigkeit wird J. hier über die Theorie hinausgeführt zur Heranziehung der lebenden Sprache, an der diese Theorie erwachsen ist, und es zeigt sich, daß landschaftliche Unterschiede der Sprache ebenso Berücksichtigung verlangen wie historische. Sogar ästhetische Momente spielen in diesem Falle mit herein, insofern bei der Flexion des attributiven Adjektivums, namentlich wo es doppelt auftritt, ganz sichtlich dissimilatorische Tendenzen mitbestimmend sind und von den Grammatikern als bestimmend anerkannt werden. Was hier besonders evident wird, gilt natürlich überall: die Betrachtung der grammatischen Theorie hat ständig zu rechnen mit Unterschieden und Wandlungen der Sprache; Geschichte der Grammatik und Geschichte der Sprache sind nicht voneinander zu trennen.

Ein Stoff wie der vorliegende verlangt von seinem Bearbeiter eigene Qualitäten. Die verschiedene Einstellung der einzelnen Werke, das Schwanken in den sprachlichen Voraussetzungen, die Unfestigkeit der Terminologie und der Mangel genauer begrifflicher und tatsächlicher Abgrenzungen erheischen eine scharf und energisch sondernde Hand. J. übt diese Kunst des Scheidens recht glücklich und sehr nachdrücklich; kein Widerspruch entgeht ihm, fast mit Freude entwirrt er jede Unklarheit, merkt jede Schwäche an und spart nicht mit Kritik. Man möchte die Farbe, die solche Kritik einem Buche gibt, gerade bei diesem durch seinen Stoff spröden und nicht eben leicht zu lesenden Werke nicht missen; aber 'die Kritik muß immanent bleiben' (Teil II S. 7) und die geschichtliche Bedingtheit der Persönlichkeiten sowie die Schranken ihres Zeitalters im Auge behalten. Mir will scheinen, als wenn J. bisweilen etwas zu scharf zufaßt, mehr noch als in der Sache im Tone, der gerade bei Adelung etwas von animoser Polemik hat.

J. glaubt auf keine besondere Teilnahme für sein Buch rechnen zu dürfen, weil man der Geschichte der nhd. Grammatik heute mit Gleichgültigkeit gegenüberstehe; er hat leider recht, wenn es auch nicht an einer Erklärung für diesen Sachverhalt fehlt. Vor der Geschichte der Grammatik rangiert schließlich die Geschichte der Sprache, und da ist eben gerade auf dem Gebiete des Nhd. noch so viel zu tun. Wenn die sprachgeschichtliche Arbeit in größerem Umfange aufgenommen ist, wird von selbst bessere Zeit für die Geschichte der Grammatik kommen. J.s Buch lenkt wieder einmal nachdrück-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich den Blick auf die Lücken der Forschung, die hier noch zu füllen sind (wie erwünscht wäre z. B. eine umfassende 'Geschichte der Adjektiv-Flexion', von einer 'historischen deutschen Syntax' noch gar nicht zu reden), und deshalb möchte man ihm regste Teilnahme wünschen, ganz abgesehen von dem dankbaren Interesse, das es als Leistung an sich verdient.

Ewald Geißler, Erziehung zur Hochsprache. I. Teil: Die gute deutsche Aussprache, ihre Entwicklung, ihre Forderungen. Halle 1925.

Das vorliegende Buch kann als eine Zusammenfassung dessen gelten, was seit langem für und wider eine zielbewußte Vereinheitlichung der deutschen Aussprache gesagt worden ist, ohne daß mit dieser Kennzeichnung dem Verf. das Verdienst geschmälert werden soll, eine aus tiefem inneren Verhältnis zur Sache schöpfende, allseitig wohl gegründete und gerundete Darstellung des ganzen Fragenkreises gegeben zu haben, die namentlich nach der historischen Seite hin auch manches Neue beibringt.

Daß unser gesprochenes Deutsch auf eine Einigung hinstrebt, so wie das geschriebene Deutsch sie heute schon einigermaßen gefunden hat, ist jedem Sachkundigen deutlich. Aber noch ist die Grundfrage strittig, wie weit man die natürliche Ausgleichung künstlich unterstützen soll. Geißler erkennt an, daß die Vertreter der Sprachwissenschaft im allgemeinen den Forderungen einer Erziehung zur Hochsprache mit einiger Scheu gegenüberstehen; aber er nimmt das nicht schwer, weil es ihm eine natürliche Folge der zünftigen Einstellung des Gelehrten scheint, die ihn in der Sprache ein freiwachsendes Gebilde sehen läßt, an dessen buntem Reichtum gerade er seine Freude hat. Aber man darf ihm die Frage zurückgeben, ob nicht auch ein Berufsverhältnis, wie es ihn mit der Sprache verbindet, zu einer Überspannung der Anschauungen und Forderungen zu führen vermag. Man kann sich durch das ganze Buch hin des Eindrucks nicht erwehren, als wenn das Maßverhältnis, in dem Sprechkunde und Sprechkönnen zu anderen Bildungsmomenten stehen, und zwar auch innerhalb des Bezirkes der Sprachpflege, nicht ganz richtig gegriffen ist.

Geißler möchte das geschriebene Wort aus seiner Vorhandstellung in der Spracherziehung verdrängen, auch in der Kinderschule schon. Er fordert des öfteren, daß, was der Schrift recht ist, der Rede zumindest billig sein müsse, gerade auch schon in der Schule — wenn das Schönschreiben mit Zensuren gewertet wird, warum nicht auch das Schönsprechen? Er vertritt vor allem die Forderung der Vereinheitlichung der Sprechsprache immer wieder durch den Hinweis auf die Einheit der Schriftsprache. Aber gegenüber all dem, was G., feinsinnig und gedankenvoll wie in dem ganzen Buch, beibringt, um beide Größen auf eine Vergleichsebene zu rücken — schon der Unterschied, den die geschichtliche Entwicklung macht zwischen der verwirklichten Einheit der Schriftsprache und der mangelnden der Sprechsprache ist doch nicht von ungefähr. Was Schrift und Rede entscheidend trennt, liegt vielleicht nicht in dem Beharren der Lautbilder auf der einen und ihrer Flüchtigkeit auf der anderen Seite, obgleich dieser Unterschied wichtig genug ist; denn ihm zufolge besitzt das ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schriebene Wort eine ganz andere Reichweite als das gesprochene und verlangt deshalb in ganz anderem Maße und mit viel größerem Recht nach übermundartlichkeit. Aber entscheidender dürfte sein, daß die Schrift in ganz besonderer Art an der Stufung beteiligt ist, der alle Sprache unterliegt. Von den zahlreichen Schichten, in die gesprochene Sprache sich gliedert, nimmt das geschriebene Wort im allgemeinen nur an den oberen oder obersten Höhenlagen teil, um sie noch zu überstufen. Das gibt ihm ein Sonderdasein, eine Abgezogenheit dem Ineinander der Schichten lebendiger Rede gegenüber, das auch ein abgezogeneres formales Leben rechtfertigt. Etwas anderes steht damit im Zusammenhang: die Schriftsprache ist das Gefäß für das Geistigste, was der Mensch in die Form von Sprache gießt. Darin liegt ein Vorrang, den sie geltend machen darf, auch wenn es um Sprachpflege geht. Das Höchste, was die Sprache zu leisten hat, ist doch, dem Geistigen Gestalt zu geben, und das Höchste, was Spracherziehung zu leisten vermag, ist es, den Sprechenden zu schulen, damit er dieser Aufgabe aufs angemessenste genüge. Ihrem Wesen nach aber ist es die Schriftsprache, in deren Kreis die Sprache heute ihrem höchsten Ziele zustrebt. Darin liegt ihr Recht auf den Primat. Man braucht nur ein paar Dutzend Abiturientenaufsätze zu lesen, um zu wünschen, daß sie diesen Primat recht nachdrücklich behaupte.

Mit all dem soll natürlich nicht die Sprecherziehung an sich angefochten werden, sondern nur ihre Überwertung und Übersteigerung. Jeder Lehrer weiß, daß in der Schule die Sprache auch nach der Seite des Lautlichen hin gejätet werden muß; aber das Muster kann heute erst die jeweilige Hochform provinzieller Umgangssprache sein, wie sie ohne amtliche Kontrolle von selbst erwächst. Geißler erkennt zwar die für jedes feinere Sprachverständnis so ungeheuer bedeutsame Tatsache der Schichtenteilung der Sprache in ihrem vollen Gewichte an, und er ist vorsichtig genug, seine Hochsprache nur für die höchsten sprachlichen Stufen bis in die Sphäre der gebildeten gesellschaftlichen Unterhaltung hinunter verpflichtend zu machen; er ist auch duldsam genug, um angestammte Sprache auch im Lautlichen nicht zu zerstören: 'So dürft ihr sprechen auf dem Schulhof, aber nicht zum Lehrer, so im Unterricht, wenn ihr etwas erzählt, aber nicht, wenn ihr ein schönes Gedicht aufsagt', usw. Gegebene Sprache soll also überbaut werden durch eine höhere Lautungsschicht, natürlich die der Hochsprache, die künstlich aufgepfropft wird. Hier scheinen mir die Dinge nicht zu stimmen. Es ist doch ein Unterschied, ob ein Berufssprecher, ein Prediger, ein hoher Beamter, meinthalb auch das Glied eines erwählten gesellschaftlichen Kreises organisch, aus dem Zwang seiner Sprechaufgabe heraus zu einer abgeschliffenen Sprache emporgeschritten ist, die in seinem Munde die gegebene scheint, oder ob man, Stufen überspringend, ohne sachliche Nötigung von außen die Hochsprache an die Schüler heranträgt. Und nun gar eine Hochsprache, die sich mit Haut und Haar der Bühnensprache verschreibt! Denn die Siebs'sche Bühnensprache ist für G. das Bibelbuch, trotz gelegentlicher Kritik. Auch hier scheint mir, als ob G., beruflich bestimmt, natürliche Schwergewichtsverhältnisse verkennt. Der Anteil, der dem Schauspieler an der seitherigen Ausgleichung der deutschen Aussprache zukommt, ist offen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sichtlich überschätzt — dazu wirkt denn doch die hohe Bühne nicht genug ins Breite. Darum wägt auch eine Forderung falsch, die die Bühnensprache als das verbindliche Maß für die gemeingültige Aussprache hinstellen möchte. Das heißt beinahe die Dinge auf den Kopf stellen. Nur soweit sich die Bühnensprache als Trägerin und Dienerin einer im Zuge befindlichen Ausgleichsbewegung empfindet, kann man ihr in Lautungsdingen eine wegweisende Bedeutung zuerkennen. Was man auch sagen möge, sie weist ja doch Züge auf, die ihr eben als Berufssprache eignen, und es heißt Sprachformen verschiedener Lebensbedingungen vermengen, wenn man die Bühnensprache kurzerhand zur Hochsprache stempelt. Wenn G. zur Bildung des r sagt, 'die Zunge, der er (der Laut des Zungen-r) weder natürlich eigen ist noch durch Arbeit eigen wird, behalte die Empfindung einer Mangelhaftigkeit', so deutet das an, wohin die Grenzvermengung führt.

Ästhetische Wertungen sind es, die die eigentliche Grundlage der hochsprachlichen Lautung ausmachen, mag die Rede vom Endsilben-r sein, oder mag der stimmhafte Verschlußlaut des Norddeutschen auch für süddeutsche Zungen als verpflichtend hingestellt werden. Man spürt den Trieb zur schönen Sprache sehr deutlich als treibende Unterströmung in dem ganzen Buch. Damit rückt es in die Nachbarschaft jener heute so lebendigen Bestrebungen, die darauf aus sind, dem sinnlichen Element der Sprache zu neuem Rechte zu verhelfen. Der Aufschwung der Sprechkunst in Vortrag und Lehre, die Sprechchorbewegung, die Ansätze zu Sprechoratorien, die Versuche zu körperlich-tänzerischer Verdichtung des Klanggehaltes dichterischer Schöpfungen — all das liegt auf derselben Linie. Man darf sich ehrlich freuen, daß hier danach gerungen wird, verschüttete Quellen wieder zu öffnen und menschlicher Sprache neue Wirkungsmöglichkeiten zu erschließen — vorausgesetzt, daß diese Lust, das Sinnliche der Sprache auszubeuten, nicht dazu führt, das Wort zu entgeisten. Aber auf diese Möglichkeit darf doch hingewiesen werden; es will einem manchmal fast scheinen, als sei diese neue Art, die Sprache anzusehen und mit ihr umzugehen, nur eine ganz verfeinerte Form des Zuges zum Körperlichen, Sinnenhaften, der unser ganzes Bildungswesen heute stark bestimmt — zum guten und zum weniger guten. Aber über diese Fragen ist vielleicht paßrechter zu sprechen, wenn der zweite Teil von Geißlers Werk vorliegt, der der Lautungskunst gelten soll. Man darf auf ihn gespannt sein.

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von J. Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung hrsg. v. Josef Müller. I. Band. 1. und 2. Lieferung. Bonn 1923/24.

Wie das Rheinische Wörterbuch aussehen sollte, hat uns sein erster Leiter, der Organisator der Sammelarbeit, noch selber in einem lebens- und hoffnungsvollen Aufsatz vorgetragen (Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 1908).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es galt, die Reihe der großen oberdeutschen Wörterbücher fortzusetzen und zu überhöhen durch ein Werk, das, obzwar in der Grundform von seinen älteren Brüdern nicht unterschieden, doch durch Intensivierung der Sammel- und Aufnahmetätigkeit, durch Verwertung neuer dialektologischer Hülfsmittel und Methoden eine vollendetere Ausprägung dieser Form darstellen sollte. Das wesentliche dieses Typus, wie ihn die deutsche Lexikographie nach manchem Schwanken und Theoretisieren zuerst in Schmellers Bayerischem Wörterbuch verwirklichte, besteht darin, daß die Aufnahme der lebenden Mundart sich verbindet mit einer Darstellung ihres älteren Sprachgutes; weiter darin, daß das Interesse des Lexikographen nicht beim Linguistisch-Statistischen halt macht, sondern auch Volkskundlichem in Lied und Spruch, Brauch und Sitte Eingang gewährt; schließlich, was die äußere Begrenzung des Aufnahmegebietes anlangt, darin, daß nicht problematische Mundartengrenzen, sondern politische Bezirke großen Umfangs den eigentlichen Rahmen für die Arbeit abgeben. Diesem Typus sollte auch das Rheinische Wörterbuch sich anschließen, mit dem Unterschiede, daß von vornherein dem Volkskundlichen mehr Eigenrecht und breiterer Raum zugedacht war. Es war wohl nicht nur die in den letzten Jahrzehnten immer wachsende Bedeutung und Anerkennung der wissenschaftlichen Volkskunde, die zu dieser Modifizierung des Planes führte, sondern vielleicht noch mehr das Beispiel eines Schwesterwerkes: das prachtvolle, bei allem wissenschaftlichen Ernst durch eine liebenswürdige Unzünftigkeit ausgezeichnete Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch, der Mundart nach mit dem Rheinischen ja aufs engste zusammenhörig, hatte den Beweis erbracht, wie gut sich ein Wörterbuch zu einem Repertorium der Volkskunde ausgestalten läßt, wie sehr ein Eingehen auf diese Dinge die Artikel erhellt und belebt. So sollte denn am Rhein ein Werk entstehen, das in gewissem Sinne die Summe seitheriger mundartlicher Lexikographie zog, insofern es Ziele vereinigte, die schon die älteren deutschen Dialektwörterbücher erfaßten, aber auf getrennten Wegen zu erreichen suchten (man vergleiche einmal aus der Jugendzeit unserer mundartlichen Lexika Richey's Idioticon Hamburgense mit dem Bremischen Wörterbuch und Schütze's Holsteinischem Wörterbuch), Ziele, die sich erst seit Schmeller zusammenfanden, ohne daß fürs erste jedes mit gleichem Nachdruck verfolgt worden wäre.

Das war der Plan, wie er über den lexikalischen Vorbildern organisch erwachsen mußte, und nach diesem Plan ist nicht nur die Sammeltätigkeit, sondern auch die Ausarbeitung des Manuskriptes durchgeführt worden. Aber wie das Werk jetzt ans Licht zu treten beginnt, zeigt es eine Gestalt, die mit der Tradition bricht. Die Not der Zeit läßt einen Abdruck der ganzen Materialmassen nicht zu, sondern zwingt zu energischen Verkürzungen. Man hat sich entschieden, sie nicht durch Kompression des Ganzen zu gewinnen, sondern durch Abwerfen einzelner Teile. Es läßt sich darüber streiten, welcher Weg ratsamer war; jedenfalls repräsentiert das, was entstanden ist, einen neuen und an sich durchaus diskutablen Typus des mundartlichen Wörterbuches. Das Rheinische Wörterbuch schiebt das gesamte historische Material beiseite und läßt dafür die lebende Mundart in einer Ausführlichkeit zu Worte kommen, wie sie von keinem mundartlichen Lexikon je erreicht worden ist,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch von dem ernstesten Konkurrenten, Staub-Toblers Schweizerischem Idiotikon, nicht. Es hat einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie sich bei den Schöpfern der deutschen Dialektwörterbücher die Ansichten über Wesen und Zweck eines solchen Werkes und demzufolge über Art und Umfang des Aufzunehmenden allmählich gewandelt haben, und die 'Geschichte der deutschen mundartlichen Lexikographie', die uns leider noch fehlt, wird bei diesem Punkt des längeren zu verweilen haben. Die deutsche mundartliche Lexikographie ist, als sie diesen Namen zu verdienen beginnt, zum guten Teil ein Produkt der Opposition gegen die Schriftsprache. Aus dieser Einstellung erwuchs schließlich eine Tradition, die allem schriftsprachlich Aussehenden den Zutritt wehrte. Aber vernünftigerweise gehört in ein umfassendes mundartliches Wörterbuch jedes Wort, das die Mundart spricht, auch wenn sie es mit dem Hochdeutschen teilt. Und deshalb tut das neue Werk sehr gut daran, wenn es sich, trotz einer verfänglichen Bemerkung im Vorwort, nicht festnagelt auf dem ererbten und einigermaßen distinguierten Begriff des 'Idiotikons', der in der alten mundartlichen Lexikographie viel Verwirrung gestiftet hat und doch auch im Schweizerischen Idiotikon noch eine gewisse Rolle spielt. Ein mundartliches Wörterbuch von solcher Spannweite wie das rheinische darf junge Entlehnungen aus höherer Sprache, sofern sie mundartlicher Besitz geworden sind, ebensowenig übergehen wie die ganze bunte Schar der Lall- und Schallbildungen, der Interjektionen und Ausrufe, der Kinder- und Spielwörter, darf auch den Jargon der Städte nicht zu kurz kommen lassen gegenüber der 'echten' Mundart, der Sprache des platten Landes. In alledem zeigt das neue Wörterbuch eine erfrischende Unbefangenheit und Weitherzigkeit; und mag unter ihr auch die Homogenität des gesammelten Gutes leiden, mögen auch Wörter verschiedener Kreise und Schichten bisweilen hart aneinander prallen, der Reichtum, die Fülle lebendigsten Sprachlebens entschädigt; und dieser Reichtum rheinischen Sprachgutes, der schon Johannes Franck in Erstaunen setzte, ist wohl nicht zuletzt deshalb so erstaunlich groß, weil man hier wirklich einmal alle Quellen springen läßt.

Aber noch ein anderes kommt hinzu, um den neuen Wörterbuchtypus zu bezeichnen: das ist das starke Hervorkehren volkskundlicher Gesichtspunkte. Nicht nur, daß alle Arten volksmäßiger Verse, Kinderlieder und -spiele, Rätsel und dgl. gebucht werden, daß Volksaberglaube, Volksmedizin, volksmäßige Terminologie für Pflanzen und Tiere zu ihrem Rechte kommt, daß die Sprache der Gewerbe und Gewerke ausgeschöpft wird — auch jene feinere Form volkstümlichen Interesses macht sich geltend, die aus sprachlichen Bildern, Vergleichen, Redensarten, Scherzprägungen, aus Synonymik und Differenzierung volksmäßige Art zu erkennen strebt. Es ist nicht so, daß die rein sprachlichen Belange über diesen Momenten zu kurz kämen: flexivische und syntaktische Erscheinungen werden sehr dankenswert berücksichtigt; besondere Sorgfalt ist — bei einem rheinischen Wörterbuche selbstverständlich — an die laut- und wortgeographischen Angaben gewendet, obgleich es sich da um Dinge handelt, die doch nur durch Karten recht anschaulich und fruchtbar werden können. Aber trotz alledem: es ist doch das volkskundliche Moment

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in seinen verschiedenen Abtönungen, das dem Rheinischen Wörterbuch seine besondere Farbe scheint geben zu sollen. Begreiflicherweise geht es bei einer solchen Doppelung des Zieles nicht ohne alle Inkonzinnitäten ab. So fügt der Verfasser des öfteren in den großen Artikeln Beispielreihen aneinander von einer Länge, wie sie vom rein sprachlich-lexikalischen Standpunkt aus kaum zu rechtfertigen wäre und wie sie selbst bei seiner Einstellung gelegentlich wohl Einschränkungen vertrüge: man sollte auch der Sprache des Volkes gegenüber die Ehrfurcht nicht zu weit treiben und nicht jede kleine, vielleicht ganz individuelle Variante eines Sprichworts oder einer Redensart besonderer Aufzeichnung würdigen. Eine nicht geringe Schwierigkeit bietet, gerade bei der geteilten Zielsetzung des Rheinischen Wörterbuches, die rechte Einrangierung des Materials, und man merkt, welche Mühe dieser Punkt dem Bearbeiter gemacht hat. Dasselbe Sprichwort, dieselbe Redensart verträgt natürlich oft eine verschiedenartige Beleuchtung und empfiehlt sich zu mehrfacher Anführung. Nun braucht man durchaus nicht so zimperlich zu sein, jede Doppelzitierung zu verpönen; ich finde sie in einem Wörterbuch erträglicher als ein übermaß von Verweisen. Aber es ist doch geraten, sie nach Möglichkeit zu vermeiden, schon aus Gründen der Raumersparung, und unbedingt geboten ist, Zitate solcher Art unter ihrem markantesten Begriff anzuführen; denn da sucht sie der Nachschlagende. Mir will scheinen, als wenn von solchen Erwägungen aus manches, etwa in den Artikeln all und ander ausfallen oder einen schicklicheren Platz finden könnte.

Jedenfalls bleibt anzuerkennen, daß die Herausgeber des Wörterbuches aus der Not eine Tugend machten, als sie sich dem Zwang des Abkürzens gegenüber sahen. An sich vertrüge auch diese Form des Wörterbuches sehr wohl eine Durchsetzung mit dem historischen Sprachmaterial. Wenn es ausfallen mußte, so ist der Verlust freilich nicht so groß, wie er beim Schweizerischen oder Schwäbischen Wörterbuch wäre. Denn der Strom rheinischer Literatur fließt in älteren Zeiten nur schmal, und die wenn auch zahlreichen, rheinischen Urkunden schaffen doch keinen vollen Ersatz. So wäre wohl den historischen Belegen eine wesentlich bescheidenere Rolle zugefallen als bei Staub-Tobler und Fischer; der Programmartikel apfel, den Müller vor Jahren schon veröffentlichte (Zeitschr. f. dtsche Mundarten 1914), scheint das zu bestätigen. Immerhin ist die Lücke schmerzlich, nicht nur für Altersbestimmungen; und es ist kein Trost, wenn das Vorwort uns versichert, daß das historische Material archivalisch aufbewahrt bleibe und jedermann für Anfragen und Forschung zur Verfügung stehen werde. Diese Form des Aufspeicherns wissenschaftlicher Materialien wird ja immer üblicher; aber man täusche sich nicht darüber: was nur auf dem Wege über ein Archiv zugänglich ist, das ist für lebendige wissenschaftliche Arbeit ziemlich verloren, zum mindesten, wenn es sich um ein Nachschlagewerk, ein Wörterbuch handelt.

Noch in einem anderen Punkte verläßt das neue Wörterbuch die Linie der Tradition: auf etymologische und wortgeschichtliche Angaben ist grundsätzlich verzichtet und zugleich damit auf die so nützlichen Verweise auf andere Wörterbücher und sonstige wissenschaftliche Hülfsmittel. Nur ganz vereinzelt, zumal bei fremden Wörtern, wird dem Leser eine Deutung geboten. Ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zweifle doch, ob dieser Verzicht gutzuheißen ist. Die Raumfrage ist hier kaum von Belang, denn solche Angaben lassen sich sehr kurz abmachen. Der Redaktionsausschuß gibt denn den tieferen Grund auch zu: die moderne Wortgeographie stelle der Forschung so mannigfaltige Probleme, daß hier in vielen Fällen fürs erste vorsichtige Zurückhaltung geboten sei. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß es auf diesem Felde Spuren gibt, die schrecken. In den oberdeutschen Parallelwerken sind die etymologischen Erörterungen mit ihrer oft zutage tretenden Ratlosigkeit nicht immer die erfreulichsten Partien. Aber wo gibt es eine Etymologie ohne gelegentliche Ratlosigkeit? Ich bin nicht sicher, ob die Ergebnisse der Laut- und Wortgeographie, die der Redaktionsausschuß abwarten will, diesen Faktor so werden einzuschränken vermögen, daß ein Hinausschieben der worterklärenden Angaben gerechtfertigt erscheint; und ich fürchte, der etymologische Nachtrag zum Wörterbuch, den seine Redakteure in Erwägung ziehen, wird ein schönes Versprechen bleiben. Es ist doch fraglos, daß der Bearbeiter des Wörterbuches oft noch Rat wissen muß, wo die Mittel des Benutzers versagen. Und auch wo der Boden unsicher wird, scheint mir ein Versuch immer noch besser als glatter Verzicht. Jeder Wörterbuchmacher weiß, daß die Etymologie der unbequemste Teil seiner Arbeit ist; aber das ist kaum ein Grund, ihr aus dem Wege zu gehen, umso weniger als in ihr noch am ehesten etwas wie wissenschaftliche Leistung steckt. Und es ist eine eigentümliche Paradoxie, wenn gerade die blühende und kühn ausgreifende rheinische Dialektgeographie hier zu Hemmungen führen soll, wie sie sich freilich auch bei den Ausgaben alter rheinischer Texte neuerdings lästig fühlbar machen.

Nun soll gerne zugegeben werden, daß die Bescheidung allen wortgeschichtlichen Erörterungen gegenüber und der Verzicht auf die Beigabe wissenschaftlicher Benutzungshülfen dem besonderen Stil des Rheinischen Wörterbuches nicht zuwider ist, diesem Stil, der die volkstümliche Note zur Dominante hat. Anscheinend sind auch Erwägungen, die auf dieser Linie liegen, von Einfluß auf die Herausgeber gewesen. Wenigstens läßt das Vorwort erkennen, daß sie die Mehrzahl ihrer Leser im Kreise interessierter Laien zu finden erwarten, die sich an volksmäßiger Art erfreuen wollen. Vielleicht trifft das zu; vielleicht ist es auch ein romantischer Irrtum, ähnlich dem der Brüder Grimm, die sich ihr Deutsches Wörterbuch als ein Hausbuch wünschten — wozu es niemals das Zeug gehabt hat. Aber mögen auch solche Rücksichten ihre Gründe haben, mögen bei einem Dialektwörterbuch großen Stils auch weiteste Kreise ein Recht an das Werk haben, das ohne sie nicht hätte zustande kommen können, mag schon die volkskundliche Färbung ein schuldiger und gerne entrichteter Zoll dafür sein — es hieße doch wohl die Konzessionen übertreiben, wollte man sich mit dem bloßen Ausbreiten von Stoffmassen zufrieden geben und unter generellem Verzicht auf wegweisende und deutende Zutaten, wie sie der Gelehrte braucht. Das ist, wenn man will, ja auch ein Zug volkskundlicher Arbeitsweise, aber nicht der rühmlichste; und ein Werk, hinter dem eine Akademie steht, sollte sich hier vielleicht doch zu dem strengeren Standpunkt bekennen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In allem Äußeren läßt das Werk auf den ersten Blick die Anlehnung an Hermann Fischers Schwäbisches Wörterbuch erkennen, und man tat gut daran, sich an dies Vorbild zu halten. Denn Fischer war ein Praktiker ersten Ranges, und darum ist sein Wörterbuch das, das der Wortforscher von allen deutschen Dialektwörterbüchern am liebsten benutzt. Mit gutem Grund nimmt das Rheinische Wörterbuch (bis auf geringfügige und wohl zu billigende Ausnahmen bei Kompositionen) seine alphabetische Gruppierung auf, nicht die Anordnung nach Stämmen, die die andern großen oberdeutschen Wörterbücher befolgen. Denn bei allen unleugbaren Vorzügen dieses Verfahrens, es bedingt zu einer reinen Verwirklichung doch eine gewisse Gleichartigkeit und Auswahl des Sprachmaterials und hätte sich an einem Wortgut von solcher Buntscheckigkeit, wie das Rheinische Wörterbuch es aufhäuft, kaum noch mit Vorteil durchführen lassen. Mit nicht minder gutem Grund folgt der Bearbeiter seinem Vorbild auch sonst in allem Technischen, bis in die Kleinigkeiten von Druckanordnung und Typenwahl hinunter. So bleibt denn hier nicht vielen Wünschen Raum. Vielleicht würde es hie und da die Lesbarkeit der Artikel erleichtern, wenn vom Doppelpunkt ausgiebiger Gebrauch gemacht wäre, etwa in der Form, wie es die neueren Partien des Deutschen Wörterbuches tun. Und eine entschiedene Besserung schiene es mir, wenn nicht für das Trennungszeichen und die bei der Aufzählung von Kompositis auftretende Ergänzungsmarke derselbe Gedankenstrich verwendet würde (etwa aller, — heiligen, — — blume); eine Unterscheidung der Zeichen (etwa ~ für die Ergänzungsmarke) würde rascher Orientierung förderlich sein. In der Unterteilung der Artikel geht die Zergliederung für meinen Geschmack bisweilen etwas zu weit: eine ganz subtile Rubrizierung nach α, β, αα, ββ bedeutet nicht immer eine Steigerung der Übersichtlichkeit. Und zum Schluß noch einen Wunsch, mit dessen Erfüllung es freilich noch gute Weile hat: man versäume ja nicht, die Abkürzungsverzeichnisse, phonetischen Legenden und sonstigen Orientierungsmittel so ausführlich, vollständig und sorgfältig herzurichten, wie nur irgend möglich. Auch in diesen Dingen ist das Schwäbische Wörterbuch schlechthin mustergültig. Die praktische Brauchbarkeit eines Wörterbuchs hängt davon ab, mit welchem Maß von Geschick und Gründlichkeit seine Indices bearbeitet sind. Was sie bedeuten, das kann nur der ermessen, der gezwungen ist, sich etwa mit dem Schmeller oder mit den älteren Bänden des Grimmschen Wörterbuches immer wieder herumzuplagen.

Deutscher Sprachatlas auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs und mit Einschluß von Luxemburg in vereinfachter Form bearbeitet bei der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs und deutsche Mundartenforschung unter Leitung von Ferdinand Wrede. Erste Lieferung. Marburg 1926.

Ein großes Werk deutscher Wissenschaft ist es, das mit den sechs Karten dieser 1. Lieferung an die Öffentlichkeit zu treten beginnt — spät, aber hoffentlich noch nicht zu spät. Es mußte geradezu als ein Notstand der deutschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mundartenforschung nicht nur, sondern darüber hinaus der deutschen Sprachwissenschaft bezeichnet werden, wenn ein Werk von so fundamentaler Bedeutung wie der Wenkersche Sprachatlas bislang nur in zwei handschriftlichen Exemplaren in Berlin und Marburg vorlag und deshalb nicht entfernt die Lehr- und Werbekraft entfalten konnte, die er hätte entfalten müssen. Ohne Zweifel wären wir mit drängenden Aufgaben nicht allein der deutschen Mundartenkunde, sondern auch der deutschen Volks- und Kulturkunde weiter voran, wenn dies große Altlaswerk nicht bislang ein Dasein halb im Verborgenen geführt hätte. Denn der Wenkersche Atlas ist das große deutsche Paradigma für eine Reihe weiterer, auf geographischer Basis zu lösender, weit ausholender Aufgaben, deren Stoffgebiet sich im Augenblick kaum schon abgrenzen läßt. In dem, was der Sprachatlas heute schon bedeutet für die Entwicklung der deutschen Sprachwissenschaft, für die Gewinnung neuer Blickpunkte und Methoden, für die Aufhellung und das innere Verständnis historischer Sprachzustände und -veränderungen sollte ein mächtiger Anreiz liegen, es auf seine Art auch in anderen, der kartographischen Aufnahme zugänglichen Wissensgebieten zu versuchen. Aber noch gibt es Sprachforscher, die den Sprachatlas nie benutzt haben, und Volkskundler, die ihn nicht einmal dem Namen und dem Dasein nach kennen.

Der DSA, wie Wrede das nunmehr herauskommende Publikationswerk im Unterschiede von dem Grundwerk, dem SA, zu nennen vorschlägt, hat den Ehrgeiz, die originalen Karten so getreu wie möglich wiederzugeben. Es handelt sich also nicht um eine interpretierende, sozusagen kritische Ausgabe, die, was theoretisch ja denkbar wäre, aus dem Rohmaterial des SA gesäuberte, womöglich auf phonetische Grundlage gestellte Lautkarten herausarbeitete. Sondern 'die Blätter der einzelnen Lieferungen sollen voraussetzungslos und möglichst ohne Interpretation lediglich das reiche Material des Atlas vor dem Leser ausbreiten'. Diese Einführung der Ausgabe ist bescheidener als nötig. Denn wenn man die vorliegenden Karten mit den großen des Grundwerkes vergleicht, so ist der erste freudige Eindruck der, wieviel neuer Bemühung und selbständiger Leistung in ihnen steckt. Zugleich spürt man aber auch, daß der Charakter des publizierten Werkes innerlich doch unterschieden ist von dem des SA, und das kann ja gar nicht anders sein. Zunächst bedingten praktische Gründe eine Verkleinerung des Maßstabes (1 : 2 000 000 gegenüber 1 : 1 000 000 der Grundkarte); so ist ein recht glückliches Format für die Karten gewonnen worden, die gerade noch handlich genug bleiben. Hinzu kommt, daß man aus technischen Gründen auf die vielfarbige Wiedergabe der SA-Karten verzichten mußte. Das ist, so schmerzlich der Benutzer auf den ersten Blick die farbigen Umrahmungen der verschieden-formigen Gebiete vermissen mag, im Grunde kein Schade: es fehlt damit der Wiedergabe freilich die Plastik der Anschauung, die dem Original eigen ist, aber es fehlt auch die gefährliche Suggestion scharfer geographischer Formensonderung, die von den bunten Karten leicht genährt wird. Beide Momente, der verkleinerte Maßstab und die Einfarbigkeit der Wiedergabe, zwangen zu einem abgekürzten Verfahren. Und so sehr man bemüht sein mochte, dem Grundwerk treu zu bleiben und nicht bloß Form-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

grenzen und -flächen zu bieten, sondern die Fülle von Sonderformen und Sonderschreibungen in einem mehr oder weniger weitschichtigen Zeichensystem zur Anschauung zu bringen, gewisse Vereinfachungen waren rein technisch unvermeidlich.

Damit ist es denn freilich vorbei mit dem ganz voraussetzungslosen, objektiven Ausbreiten des Materials. Denn jedes Auslassen, Abkürzen, Zusammenfassen trägt ein subjektives Element in die Ausgabe und ist schon eine Art von Interpretation, — ganz zu schweigen von den Karten, die auf einer Kombination mehrerer Blätter des Grundwerkes beruhen. Ich meine, man sollte sich ruhig zu diesem subjektiven Element bekennen. Es steckt ohnehin viel stärker in der Edition, als das Vorwort glauben macht. Man spürt an den Karten des DSA sehr deutlich, wie methodische Grundsätze und Erfahrungen Wredes sich zeichnerisch auswirken, etwa die These von dem Unterschied fester und fließender mundartlicher Grenzen oder die Erkenntnis von dem Kompromißcharakter zahlreicher mundartlicher Formen. Man sieht vor allem, daß einzelne Karten besser und richtiger geworden sind als die entsprechenden des SA, weil man in Marburg mit geschärftem Urteil das Material der Fragebogen interpretierte. So ist denn die Edition, in Ansätzen wenigstens, eine kritische Ausgabe, und niemand wird das schelten. Im Gegenteil, es ist nur zu wünschen, daß die Bearbeiter dem veränderten Charakter des DSA klar sein Recht geben, und es kann den Karten nur gut tun, wenn sie von dem Drucke einer doch nicht zu erfüllenden Treupflicht befreit werden. Was man in jahrzehntelanger Arbeit am SA und neben ihm gelernt hat, das sollte man auch zu nutzen wagen.

Man fände dann wohl auch den Mut und die Möglichkeit zu stärkeren Zusammenfassungen, wie sie im einen oder anderen Falle vielleicht zu erwägen wären. Zwar wird man es den Bearbeitern ehrlich danken, daß sie bei der Herausgabe nicht den Weg gegangen sind, der sich als der bequemste darbot: durch großzügigen Verzicht auf alles Einzelwerk und Beschränkung auf glatte Grenzlinienzeichnung hätten sich zumeist sehr viel lesbarere und eingängigere Kartenblätter schaffen lassen. Aber das wäre mit Drangabe des Besten geschehen, was aus dem SA zu lernen ist, und hätte der Gefahr Vorschub geleistet, gegen die selbst der Zünftige sich immer wieder wehren muß, der Gefahr, mit festen Grenzlinien und geschlossenen Formgebieten zu arbeiten. Also, nur in der gewählten Form rechtfertigt sich die Ausgabe; eine radikal abkürzende würde das Wesen des SA verfälschen. Trotzdem scheint es mir, als wenn die Bearbeiter dem Benutzer bei der einen oder anderen Karte zuviel zumuten. Es ist an sich gewiß nützlich, wenn ein Blatt wie die ich-Karte mit seinen 70 Formbezeichnungen dem Betrachter einmal einen Einblick in die Buntheit der Formen und ihrer Aufzeichnung gibt. Aber selbst unsereins, der den SA zu kennen meint und bei dem diese Kenntnis erheblich mitinterpretiert, hat vor einer solchen Karte stellenweise seine Not, ohne daß der Begleittext ihm hülfe. Warum etwa im Sächsischen das Auseinanderhalten von ig und igg, von eg und egg, während ag und agg, aigg und aig zusammengeworfen werden? Eine Ausführlichkeit der Art kann höchstens fruchtbar werden, wenn der Karte eine bis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in solche Einzelheiten gehende Legende beigegeben wird. Wrede stellt begleitende Erläuterungen im Teuthonista in Aussicht (noch ist keine erschienen), wohl weil er voraussieht, daß solche Erläuterungen einen ziemlichen Umfang gewinnen müßten und ein rein fachwissenschaftliches Gesicht, das nur dem Fachgelehrten etwas sagt. Ich frage mich, ob es das zweckdienlichste Verfahren ist, wenn man eine künstliche und interpretationsbedürftige Karte nur mit einem sozusagen vorläufigen Beiwort versehen in die Welt gehen läßt, um Wesentliches für ihre Deutung einer Stelle aufzusparen, die nur der engsten Fachwissenschaft zugänglich ist. Ich meine, die Karte und die sie begleitenden Erklärungen sollten von vornherein die gleiche Höhenlage erstreben; und was für die beigegebene Legende als zu schwierig und subtil und deshalb als überflüssig erscheint, das sollte es auch für die Karte sein. Deshalb möchte ich als vorherrschenden Typus doch lieber Blätter wie etwa die dir-Karte wünschen, die mit 17 Zeichen auskommt und z. B. des vielformigen westfälischen Gebietes mit zusammenfassenden Schraffierungen Herr wird, ein rühmliches Verfahren, das hoffentlich häufiger angewendet wird, das übrigens vielleicht auch auf der beißen-Karte schon das wilde westfälische Linienwirrsal hätte lichten können.

Gewiß, wir rühren damit an die schwierigste Frage des Publikationswerkes; sie wird den Bearbeitern selber Kopfzerbrechen genug gemacht haben. Von Karte zu Karte glaubt man das Suchen nach dem praktischsten Wege zu spüren. Auf diese Art ist eine Beweglichkeit in die Form der Wiedergabe gekommen, die mir so glücklich scheint, daß man nur wünschen kann, sie möge Prinzip werden. Der praktische Zweck, dem diese eben doch als eine kritische einzustellende Ausgabe zu dienen hat, wird am besten fahren, wenn man nicht ein Verfahren ausklügelt und schematisch durchführt, das die Grundkarte möglichst treu abklatscht, sondern wenn man von Karte zu Karte besondere Wege sucht, immer in dem Bestreben, dem Eigentümlichen der jeweiligen Grundkarte so weit wie möglich zu seinem Rechte zu verhelfen.

Denn wie steht es mit diesem praktischen Zweck? Das Werk wendet sich mit Bewußtsein an einen weiteren Benutzerkreis: erhalten doch alle höheren Lehranstalten und Mittelschulen Deutschlands ein Exemplar zugewiesen. Aber mag man über den Erfolg solcher Bemühungen auch skeptisch denken, zu wünschen wäre schon, daß das Werk über die Reihen der reinen Sprachforscher hinaus in weitere wissenschaftlich arbeitende Kreise gelangt. Denn Sinn und Verständnis zu wecken für ganz neue Formen der Sprachbetrachtung und -erklärung, für historische Erkenntnismöglichkeiten, die eine auf großen Stoffmassen fußende geographische Zusammenschau wie der Sprachgeschichte, so auch anderen Teilbezirken kulturgeschichtlicher Forschung bietet, — das ist die wesentliche praktische Aufgabe des DSA. Natürlich soll das Werk auch dem reinen Mundartenforscher dienen. Aber wenn er sich in irgendeine mundartliche Sonderfrage vertiefen will, wird er doch auf das Grundwerk zurück- und vielleicht noch darüber hinausgreifen müssen. Auch von dieser Seite aus gesehen, scheint es also zulässig, wenn die Karten des DSA unnötige Komplikationen meiden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber wie sich künftig auch die Publikationsform des DSA entwickeln möge, es ist ein Werk geschaffen, das in jedem Fall des Dankes weiter wissenschaftlicher Kreise sicher sein darf. Und dieser Dank gilt nicht nur Wrede, der mit dem DSA seinem Lebenswerk die schöne Krönung gibt, sondern auch seinen beiden Mitarbeitern, Kurt Wagner und Bernhard Martin, die die erquickend sauberen Karten gezeichnet haben.

Eine wissenschaftliche Arbeit, die ungefähr ein halbes Jahrhundert überspannt, kommt mit dem DSA zu einer Art von äußerem Abschluß. Die Frage stellt sich von selbst: Wo ist nunmehr Hand anzulegen? Es liegt an sich in der Idee eines Werkes wie des SA, daß man es nicht bei einer einmaligen Aufnahme des mundartlichen Lautstandes bewenden läßt. Der greifbarste wissenschaftliche Gewinn würde aus dem Werke erst herausspringen, wenn man die Aufnahme in angemessenen Abständen wiederholte und dadurch in die Lage käme, den Sprachstand verschiedener Zeiten unmittelbar zu vergleichen. So wird denn eine Neuauflage der Wenkerschen Arbeit einmal kommen müssen. Aber es braucht heute davon noch nicht geredet zu werden, wie man diese neue Aufnahme des deutschen Sprachstandes zu gestalten hätte, um ihr das größtmögliche Maß wissenschaftlicher Auswertbarkeit zu sichern. Denn dringlicher ist eine andere Aufgabe. Was im Augenblick nottut, ist eine Ergänzung des SA nach der Seite des Wortgeographischen hin. Darüber braucht man ja heute nicht mehr zu sprechen, was die Wortgeographie neben der der Laute bedeutet. Die Erfolge der romanischen Dialektgeographie reden hier eine ebenso deutliche wie dringliche Sprache. Und wenn wir dem 'Atlas linguistique de la France' einen Vorsprung zu neiden haben, so ist es der, daß er von vornherein Laut- und Wortgeographie vereinte. Wir wissen, daß die Wortgeographie zu einem Teil Ähnliches lehrt wie die der Laute, zu einem Teil aber auch ihre ganz eigenen Aufschlüsse zu geben hat; und wir wissen weiter, daß ihre Karten eine einfachere, plastischere und unmittelbarere Anschauung liefern und oft nähere und direktere Wege zum Ziele weisen. Die gewaltige kulturgeschichtliche Erkenntnisquelle, die hier verborgen liegt, muß auch auf deutschem Boden eröffnet werden.

Man empfindet auch im Kreise des SA seit längerem die Nötigung zu einer wortgeographischen Erweiterung des Arbeitsfeldes. Wenkers Schöpfung selber wies auf sie hin. Denn im einen oder andern seiner 40 Sätze haben sich ganz wider seine Absicht beim Abfragen der lautlichen Dinge auch Synonymenangaben eingestellt. So ergaben die Fragebogen des SA also auch einige sehr lehrreiche wortgeographische Karten her; und es ist wie ein Ein- und Zugeständnis, wenn gleich der 1. Lieferung des DSA ein einfaches Blatt mit den Synonymen für Pferd und Füße beigegeben ist. Aber man konnte sich mit solchem Zufallsertrag, wie ihn der Lautatlas nebenher abwarf, nicht begnügen. Seit 1921 ist, von Marburg veranlaßt und getragen, eine wortgeographische Sammelarbeit im Gange, über deren Zustandekommen und Fortschreiten man sich in den bisherigen Bänden des Teuthonista (seit 1924/25) unterrichten kann; auch ein halbes Dutzend wortgeographischer Karten, nicht viel größer als ein Quartblatt, findet man da bereits an den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tag gegeben. Dieser Arbeit kann niemand recht froh werden, der sich Rechenschaft ablegt von dem großen wissenschaftlichen Ziele, das hier erreicht werden muß, und von den Wegen, auf denen es allein erreicht werden kann. Sicherlich wollen diese deutschen Wortkarten nur etwas Vorläufiges sein, und es wäre unbillig, ihre handgreiflichen Unzulänglichkeiten zu schelten; etwa die Ungleichmäßigkeit der Aufnahme, die nur wenige Gebiete mit der nötigen Dichtigkeit erfaßt, in anderen sich mit einer z. T. verschwindenden Zahl von Belegen begnügen muß; oder auch die Ungleichartigkeit der Eintragungen, die darin besteht, daß man (besonders in Gegenden, wo die Fragebogen große Lücken ließen) die wissenschaftliche Dialektliteratur zur Aushilfe herangezogen hat, und zwar zurückgreifend bis in die sechziger, siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Natürlich ist es die Lockerheit des Planes und die Zufälligkeit der Aufnahmearbeit, die zu solchen Wirkungen führt und sie entschuldigen muß. Aber mir will scheinen, es widerspricht der besten Marburger Tradition, ein Unternehmen von der Bedeutung, die einem deutschen Wortatlas zukommt, auf solche Lockerheit und Zufälligkeit zu gründen. Und es wirkt als ein eigentümliches Widerspiel, daß man diese primitiven, wissenschaftlich gar nicht auswertbaren Wortkarten veröffentlicht fast zu derselben Zeit, wo man auf Grund jahrzehntelanger, ausgereifter Erfahrung die trefflichen Lautkarten des DSA ins Land schickt.

Es ist gewiß des Dankes wert, daß hier überhaupt der Versuch gemacht wird, die deutsche Wortgeographie auf die Füße zu stellen, und wir wollen die mühevolle Arbeit, die Bernhard Martin in seine Karten steckt, nicht gering achten. Aber zum Versuch gehört der Blick aufs Ganze; und hier scheint es, als müßte man mehr Klarheit und Besinnung wünschen. Ist die Wörterbuchkonferenz, diese schwankend zusammengesetzte und unverantwortliche Versammlung, wohl die rechte Instanz, um die verantwortungsvolle Arbeit für den deutschen Wortatlas zu lenken, oder braucht dies Unternehmen nicht eine Fundamentierung, die ihm den Schwerpunkt in sich selber gibt? Und vor allem: ist man sich in den Kreisen, die die bisherige wortgeographische Arbeit in die Wege geleitet und bis zu dem jetzigen Stande geführt haben, völlig klar darüber, worauf diese Arbeit hinaus will? Sollen die Hefe-, Rechen-, Kartoffel-Karte und die andern die ersten Blätter des deutschen Wortatlas darstellen, oder sollen sie nur Probearbeit sein für ein großes Werk, das hinter ihnen kommt?

Wenker hat sich seinerzeit entschlossen gelöst von jener ersten Kartenpublikation, die er als wissenschaftlich ungenügend, weil verfrüht und methodisch verkehrt erkannte. Ähnlich wird es auch hier geschehen müssen. Denn schwerlich läßt sich der große deutsche Wortatlas mit dem akkumulierenden Verfahren schaffen, das jetzt im Gange ist. Was wäre wohl aus dem Sprachatlas geworden, wenn man ihn in dieser lockeren Art hätte aufbauen wollen? Ein Werk von den Maßen wie der deutsche Wortatlas braucht vielmehr einen festen Grundriß, besonders auch, was den zu verarbeitenden Wortstoff anlangt. So wird man denn die jetzt vorliegenden Karten nur als eine Stufe zu dem deutschen Wortatlas gelten lassen können, aber noch nicht als Anfänge des Werkes selber. Die Aufgabe, die hier erfüllt werden muß,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist zu schade dafür, um in einer dürftigen und unbefriedigenden Halb- oder Viertellösung stecken zu bleiben; sie braucht sich neben der Lautgeographie nicht so stiefmütterlich behandeln zu lassen, sondern hat Anspruch darauf, nach einem großen klaren Plan mit entsprechenden Mitteln auf breiter Grundlage in Angriff genommen zu werden. Es muß sich ein Weg finden lassen, der von den tastenden Versuchen hinüberführt zu einer Arbeit, die der des Sprachatlas einmal die Waage halten kann.

Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, ausgewählt und bearb. von Luise Berthold, Bd. 2, Heft 1. Marburg 1927.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt nunmehr das zweite der großen landschaftlichen Wörterbücher, die die Preußische Akademie der Wissenschaften auf Stapel gelegt hat, sein Erscheinen. Es hat seinen Reiz, sich in diesem Augenblick das allmähliche Werden des hessischen Wörterbuchwerkes zu vergegenwärtigen, das sich aufs bequemste verfolgen läßt an der Hand der ausführlichen Berichte, die Wrede Jahr um Jahr für die Akademie geschrieben hat. Die Rückschau lehrt, daß das Wörterbuch mit einer unter den neueren parallel gerichteten Werken nicht gewöhnlichen Sicherheit und Stetigkeit gewachsen ist; nur so wird es auch begreiflich, daß das Unternehmen, obgleich erst 1911 in Angriff genommen, trotz Kriegs- und Notzeit jetzt bereits drucken kann, und zwar drucken in einer Form, wie sie ähnlich Wrede schon Ende 1913 ins Auge faßte. Denn schon sein Bericht für 1914 spricht von einem 'populären Idiotikon', das der lexikalischen Ausbreitung des ganzen gesammelten Stoffes vorangehen sollte. Was also beim Rheinischen und beim Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch erst die Not erzwang, nämlich eine irgendwie begrenzte Auswahlausgabe, das lag beim Hessen-Nassauischen von vornherein in dem zielsicher entworfenen Plan.

Nicht anders ist es mit der inneren Form des Werkes; auch sie zeigt ein halbwegs vorbestimmtes, durchaus organisches Wachstum. Das Hess.-Nass. Wb. hat den Ehrgeiz, einen neuen Typus des Dialektwörterbuches zu schaffen. Das wortgeographische Prinzip steht ganz beherrschend im Vordergrund und gibt schon äußerlich dem Werke den Stempel. Sieben zum größten Teil ganzseitige wortgeographische Karten, hauptsächlich dazu bestimmt, die landschaftliche Synonymik gewisser Begriffe zu veranschaulichen, sind dem Text beigegeben. Aber auch innerhalb der Einzelartikel erscheint alles dem wortgeographischen Gedanken untergeordnet; bei jedem einzelnen Beleg wird der Ort der Bezeugung angegeben, und wo ein Ausdruck in weiterem Bezirk nachgewiesen ist, gruppiert die Verf. die Ortsangaben sehr sorgfältig so, daß dem Benutzer ein geographisches Bild von der Ausdehnung des Ausdrucks geliefert werden soll. Die Illustration des Wörterbuches durch Karten schafft in der Tat etwas Neues auf deutschem Boden; auf romanischem ist freilich das prachtvolle, auf die breiteste Grundlage gestellte 'Glossaire des patois de la Suisse romande' mit diesem Beispiel vorangegangen, wie denn auch die vereinzelte Beigabe kleiner dem Sachverständnis dienender Abbildungen im Hess.-Nass. Wb. von ihm angeregt scheint. Innerlich aber sind die Karten des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hess.-Nass. Wb.s gegenüber dem schweizerischen durchaus original: diese begnügen sich nämlich mit einer nur die Hauptsachen sondernden Skizze und können mit den ganz intimen, z. T. Ort für Ort beobachtenden hessischen Karten im Grunde überhaupt nicht verglichen werden. Es ist der alte Unterschied der weiträumigen romanischen und der engmaschigen deutschen Dialektkartographie, der sich auch hier wieder bemerkbar macht, obgleich im Phonetischen das schweizerische Werk der deutschen Dichte nachzukommen trachtet.

Daß eine Arbeit, die im selben Hause wie der Sprachatlas und in Personalunion mit ihm heranwächst, sich so stark geographisch bestimmt zeigt, ist ja nur folgerecht. Aber wenn das Hess.-Nass. Wb., dank dieser Nachbarschaft, etwas ganz Neuartiges innerhalb der mundartlichen Lexikographie Deutschlands bedeutet, so stellt es anders betrachtet doch auch ein Schlußglied in einer längeren Entwicklung dar. Hermann Fischer war der erste unter den neueren mundartlichen Lexikographen, der die Notwendigkeit empfand, die Sammelarbeit alter Form durch geographische Aufnahmen zu ergänzen. Das Rheinische Wörterbuch folgte, und unter den jüngeren Wörterbuchunternehmen großen Stils dürfte keins mehr sein, das nicht die bloß buchende Tätigkeit durch eine zeichnende zu begleiten vorhätte. Dabei ist von großem Interesse, wie sich im Laufe der Zeit der Blickpunkt verändert hat. Fischer ist bei seinem 'Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart' durchaus auf eine Geographie der Laute und Formen aus, die beiden Wortkarten treten daneben völlig in den Hintergrund. Nicht anders beim Rhein. Wb., wo man an einen dem Fischerschen analogen Dialektatlas gedacht hat, der ganz deutlich ursprünglich auch auf die Geographie der Laute und Formen abzweckte und eine mundartliche Aufteilung des Wörterbuchgebietes zum Ziele hatte. Nicht anders auch beim Hess.-Nass. Wb., wo man ebenfalls einmal die Schaffung eines Dialektatlas des Wörterbuchgebietes ins Auge gefaßt hatte: der Bericht von 1914 spricht von ihm noch v o r der provinziellen Wortgeographie. Allmählich kehrten sich die Dinge um; der Dialektatlas verschwand, und das fertige Werk, wie es jetzt zu erscheinen beginnt, wird regiert von dem wortgeographischen Gedanken. Das ist ungemein bezeichnend für gewisse Entwicklungen, wie sie sich, im letzten Jahrzehnt vor allem, im Kreise der deutschen Sprachgeographie vollzogen haben: der Zwang der Sache selber hat innerhalb der großen Wörterbücher dazu geführt, unter Erweiterung der Problemstellung die Wortgeographie mehr in den Vordergrund treten zu lassen.

Die Verfasserin hat andernorts in einem programmatischen Aufsatz (Teuthonista I, 22 ff.) gezeigt, daß sie das geschichtlich Gebundene ihrer Wörterbuchform durchaus gegenwärtig hat. Sie schreibt: 'Wie mit der Entwicklung etwa der Phonetik oder der Etymologie den Wörterbüchern auch phonetische und etymologische Aufgaben zuwuchsen, so erwachsen ihnen mit der Entwicklung einer Dialektgeographie auch geographische Aufgaben, und zwar ihrer besonderen Eigenart nach vor allem wortgeographische.' Dazu darf man bemerken, daß hier Dinge nebeneinandergestellt werden, die doch nicht ganz vergleichbar sind. Phonetik und Etymologie haften am Einzelwort und sind mit den Mitteln des Worts darstellbar, genau so wie der Formenwandel, wie die Bedeutungsentwicklung; und selbst die Erweiterung des Inhalts nach der Seite des Volkskundlichen hin, die seit Schmeller bei den großen Dialekt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wörterbüchern bald mehr bald weniger eingetreten ist, fügte sich ohne Schwierigkeit noch in diesen Rahmen. Die Wortgeographie dagegen hängt nicht mehr am Einzelwort; sondern wenn sie wissenschaftlich fruchtbar werden will, verlangt sie den Vergleich, den synoptischen Blick über die Synonymik eines Begriffs; und nicht mehr das darstellende Wort, sondern allein die Karte kann ihren Ansprüchen voll genügen. Man muß sich klar halten, daß mit diesem Anwachsen des wortgeographischen Elements die Entwicklung der Wortkunde zu einem Punkte geführt hat, wo das Wörterbuch als Gefäß für die Lexikologie nicht mehr zureicht, wo die neue, sozusagen in einer anderen Dimension sich bewegende Betrachtung den alten Rahmen sprengt, der für die Wortforschung von Jahrhunderten ausgereicht hatte. Die gegebene Folgerung scheint mir, daß man nicht so sehr das Wörterbuch umstellt auf eine Aufgabe, der es nach seinen ererbten Formen und Mitteln doch nur sehr unvollkommen genügen kann, sondern daß man für die neuen Aufgaben der Wortgeographie nach Kräften das neue Darstellungsmittel, eben den Atlas, ausbaut, der das Wörterbuch zu begleiten und zu ergänzen hat. Bei aller Schätzung der Bedeutung wortgeographischer Betrachtung (und ich schätze sie sehr hoch) — das Wörterbuch hat doch auch seine eigenen unveraltbaren Aufgaben, nicht zuletzt nach der Seite des Historischen hin; und der stärkste wissenschaftliche und praktische Nutzen dürfte für die Lexikologie zu gewinnen sein, wenn man Wörterbuch und Atlas nebeneinander bepflegt und jedes in seinem natürlichen, durch die Darstellungsmittel gegebenen Rahmen entwickelt.

Faktisch besteht diese Doppelung des Arbeitsweges und der Darstellungsform ja auch schon gutenteils. Um von Herm. Fischers schwäbischem Atlas zu schweigen, der noch seine besondere Beurteilung verlangt — das Rheinische Wb. verfügt über einen stattlichen Schatz rheinischer Wortkarten, der sich noch vermehren wird, beim Hessen-Nassauischen ist es nicht anders; und bei dem Westfälischen Wb., das die Akademie im vorigen Jahr unter ihre Obhut genommen hat, haben wir einen Augenblick daran gedacht, das Wörterbuch und den provinziellen Sprachatlas in gegenseitiger Fühlung zwar, aber doch gesondert voneinander Gestalt gewinnen zu lassen. Sicherlich hat es seine erheblichen Schwierigkeiten, neben dem Wörterbuch einen einigermaßen umfänglichen Dialektatlas zu Druck zu bringen und allgemein zugänglich zu machen. Aber das ändert nichts daran, daß allein die Arbeit unmittelbar an und aus diesen Atlanten der Weg ist, um der Wortgeographie die wissenschaftlichen Früchte abzugewinnen, die sie verspricht. Voraussetzung wäre freilich auch dann noch, daß die landschaftliche wortgeographische Arbeit überhöht würde durch einen allgemeinen deutschen Wortatlas. Denn gerade auch wortgeographisch sind die wichtigsten Erkenntnisse niemals auf landschaftlich begrenztem Felde zu gewinnen, sondern erst bei einem über das ganze deutsche Sprachgebiet sich dehnenden überblick. Gewiß, die dialektgeographischen Elemente — daß dies schriftsprachliche Wort im Vordringen ist und jenes mundartliche im Weichen, daß dies Wort eine Kontaminationsform und jenes eine Additionsform ist — das ist auch aus einer kleinen landschaftlichen Karte zu entnehmen. Aber was wir aus deutschen Wortkarten lernen wollen, das ist doch sehr viel mehr. Wenn man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich die Gesamtsituation der deutschen Dialektgeographie vergegenwärtigt, muß es als eine schmerzliche Lücke und Hemmung beklagt werden, daß uns dieser große deutsche Wortatlas noch fehlt. Es muß bedauert werden gerade auch im Interesse der begrenzteren wortgeographischen Arbeit, mit der die landschaftlichen Wörterbüchern sich abgeben. Denn es ist keine Frage, daß diese landschaftliche Wortgeographie mit ganz anderer Sicherheit und ganz anderem Erfolge arbeiten könnte, wenn sie den großen deutschen Wortatlas im Rücken hätte.

Trotzdem ist es natürlich, wenn die erstarkende wortgeographische Forschung sich in dem vorliegenden Werk auch äußerlich zur Geltung bringt, zumal wenn man den besonderen Charakter dieses Werkes in Rechnung stellt. Das Hess.-Nass. Wb. bezeichnet sich ausdrücklich als 'Volkswörterbuch'; es will seinen Stoff nicht wissenschaftlich ausschöpfen, sondern nur eine vorläufige, auswählende, mehr populäre Ausgabe darstellen; um mit Wredes Worten zu sprechen, soll es 'ein Mittelding darstellen zwischen einem philologischen Lexikon und einem Lesebuch für gebildete Kreise'. Wie die Dinge liegen, muß man sich mit einer solchen Verkürzung ja zufrieden geben, so sehr ich auch immer wieder bedaure, wie stark die Darstellung historischer mundartlicher Sprache bei dieser Entwicklung Schaden nimmt. Jedenfalls steht also hinter den meist sehr knappen Artikeln des Wörterbuches das große Wörterarchiv; und ebenso steht hinter den wenigen Kartenskizzen der handschriftliche Wortatlas, mögen seine Karten schon tatsächlich vorliegen oder erst im Material vorhanden sein. Auch diese Wortkarten wollen deutlich einer doppelten Absicht dienen: sie sollen für den Laien das Buch verlebendigen, und ich zweifle nicht, daß sie diesen ihren werbenden Zweck aufs beste erfüllen werden; der Charakter als 'Bilderbuch' wird ganz gewiß den Absatz des Werkes steigern. Sieht man sie rein wissenschaftlich an, so ist zu sagen, daß es sich bei diesen Karten im Grunde um eine Teiledition des Hess.-Nass. Wortatlas handelt; und es ist nicht einzusehen, warum nicht das auszugsweise Wörterbuch und der auszugsweise Atlas Hand in Hand miteinander erscheinen sollten, zumal sicherlich eins dem andern zugute kommen kann.

Ein Notstand bleibt freilich: auch für das gelehrte Auge haben die Karten fürs erste mehr illustrativen Charakter; es geht ihnen die rechte wissenschaftliche Auswertbarkeit ab, weil nach allen Seiten der Anschluß fehlt und eben nur der Gesamtüberblick tiefere Deutungen gestattet. So schreitet denn auch die Verfasserin nur in Einzelfällen zu einer Interpretation der Kartenbilder, die sich aber auch begnügt mit einer Aufweisung des dynamischen Vorganges, der im Leben eines Wortes sichtbar wird. An einem Teil mögen die Karten, wenn ihre Zahl wächst, sich gegenseitig zu einer vertiefteren Auslegung helfen. Im übrigen muß man hoffen, daß im Laufe der Zeit die Anschlußkarten sich einstellen, soweit nicht der Deutsche Wortatlas die Lücken schließt, der sich bei jedem Schritt auf wortgeographischem Boden als die große Notwendigkeit dartut.

Und noch über ein anderes muß man sich klar sein. Wenn jetzt das Wörterbuch in großem Umfange Wortkarten aufnimmt, so ist mit dieser Teiledition des Wortatlas auf viele Jahrzehnte hinaus die Publikationsform für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die hessische Wortgeographie gegeben. Neben den Wortkärtchen des Dialektwörterbuches der französischen Schweiz ist ein Dialektatlas als Sonderwerk sehr wohl denkbar, neben dem Hess.-Nass. Wb. nicht mehr. Und genau so wie das Volkswörterbuch für Generationen d a s hess.-nass. Wörterbuch sein wird, so werden die 200 Karten im Wörterbuch d e n hess.-nass. Sprachatlas darstellen (auf diese Zahl kommt man etwa, wenn man auf Grund der 1. Lieferung eine Gesamtberechnung wagt). Das bleibt gegenüber den Karten, die das Archiv beherbergen wird, wohl eine vergleichsweise bescheidene Zahl; aber man mag sich mit ihr zufrieden geben. Dagegen läßt sich ein anderes leises Bedenken an dieser Stelle nicht ganz unterdrücken. Wenn man den Wortatlas, wie es jetzt geschieht, als Beigabe zum Wörterbuch druckt, wird man ihn doch nicht so anlegen und ausgestalten können, wie es wohl geschehen würde, wenn man ihn als selbständiges, eigenrichtiges Werk herausbrächte. Aber da diese Kartenpublikation vermutlich doch etwas Endgültiges darstellt, so bleibt nur der Wunsch, daß man sie so entschieden wie möglich auf diese Endgültigkeit einrichte. Ich würde also plädieren für ganzseitige, gleichmäßig gehaltene Karten in möglichst großer Zahl (die kleineren Skizzen haben ihnen gegenüber weniger instruktiven Wert), für tunliche Eindämmung der bloß ungefähren Eintragungen (obgleich die gestrichelten Linien an sich kein Unglück sind), vor allem aber für Erläuterungen der Kartenbilder, soweit sie die Verf. überhaupt zu geben vermag und soweit sie sich im Rahmen des Wörterbuchs geben lassen. Gerade der Laie, der doch erklärtermaßen auch etwas von diesen Karten haben soll, wird ihnen ohne Hilfe zumeist nichts abgewinnen können.

Das Rhein. Wb. will den Ansprüchen, die die Wortgeographie auch an den Lexikographen stellt, auf andere Art gerecht werden: es will dem Lexikon einen Ergänzungsband folgen lassen, in dem die Synonymik in kartographischer Darstellung veranschaulicht wird. Das ist ein Verfahren, das gewiß den Vorteil für sich buchen kann, daß es auf solche Weise möglich wird, das Kartenwerk als eine in sich geschlossene, nach ihren eigenen Ansprüchen geformte Arbeit hinzustellen (nur sollte es dann auch den nötigen Umfang gewinnen!). Eine Vereinigung des Wörterbuchs mit dem Wortatlas, wie sie das Hess.-Nass. Volkswb. versucht, scheint äußerlich praktischer und bequemer, aber sie schafft Bindungen, nach beiden Seiten hin. Indes, gefährlich würde sie erst, wenn sie den Blick gegenüber dem Eigenrecht und den besonderen Forderungen des Wörterbuchs beengte. Das wird niemand dem Hess.-Nass. Wb. nachsagen, obwohl fühlbar wird, wie stark der wortgeographische Gedanke nicht nur, sondern überhaupt die Marburger sprachgeographische Arbeitspraxis das Wörterbuch innerlich formt. Diese Praxis hat zu einer Genauigkeit in bezug auf die Angabe der geographischen Bezeugung geführt, wie sie noch kein deutsches Wörterbuch, auch das Rheinische nicht, aufzuweisen hat; auf diesem Felde liegt die eigentliche Anspannung der Verfasserin. Zuweilen fühlt man sich unmittelbar an Wredes Sprachatlas-Berichte im 'Anzeiger für deutsches Altertum' erinnert, wenn die Verfasserin sich bemüht, mit Worten ein geographisches Bild zu vermitteln; nur daß sie dabei im Gegensatz zu jenen verhältnismäßig einfachen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Linienbeschreibungen oft vor einer praktisch nicht mehr lösbaren Aufgabe steht: was etwa die Beschreibung unter lachen 2 geben will, das kann schlechterdings nur die Synonymenkarte leisten. So begegnet denn in diesem Wörterbuch kein bequemes 'allgem.', wie man es sonst wohl gewöhnt ist; sondern wo die Belege sich mehren oder häufen, versucht die Verfasserin immer noch durch die Gruppierung der Belegworte geographische Bilder zu geben — Bilder freilich von bedingter Gültigkeit; denn zuverlässige Angaben über die Verbreitung sind in der Mehrzahl der Fälle bei der stark zufälligen Zusammensetzung des gesammelten Materials nicht möglich.

Aber nicht nur zu peinlichster Genauigkeit hat sich die Verf. durch den nachbarlichen Sprachatlas erziehen lassen (bei den zu zahlreichen Verweisungen scheint sie mir fast übergenau), sondern auch zu größter Vorsicht. Die Etymologie alten Stils ist bei den Dialektgeographen ja in Mißkredit gekommen, und nicht ganz mit Unrecht. Die moderne Wortgeographie hat den Nachweis erbracht, daß auch beim Etymologisieren unter Umständen ihr der Vortritt gebührt. Aber auch die Wortgeographie ist kein etymologisches Allheilmittel; der Artikel Langwiede z. B. zeigt, daß auch bei reichem wortgeographischen Material Zweifel bleiben können. Und ob die Situation der Wortforschung wirklich eine so generelle Abkehr von der Haltung rechtfertigt, wie sie in diesen Dingen des Deutens etwa das Schwäb. und das Schweiz. Wb. einnehmen, ist mir doch fraglich. Es soll ja gar nicht jenes gefährliche Etymologisieren sein, das immer auf Stämme und Wurzeln aus ist; es gibt auch eine Art von immanentem Deuten, die darin besteht, daß man den Benutzer auf vergleichbare Wörter im eigenen oder in benachbarten Wörterbüchern hinweist, daß man unter Umständen Zusammengehöriges unter einem Stichwort zusammenrückt, daß man gegebenenfalls historische Belege beibringt, um das Einzelwort aus seiner Isolierung zu befreien. In alledem aber zeigt die Verfasserin die stärkste Zurückhaltung; in einzelnen Punkten ist sie zwar, wie ich anerkenne, ein wenig entgegenkommender als das intransigente Rhein. Wb. (das aber wenigstens in einem Ergänzungsbande das Deuten nachzuholen verspricht), in anderem dafür noch ängstlicher. Auch hier glaubt man die Schule des Wortatlas zu spüren. Jenes voraussetzungslose, aufs Interpretieren verzichtende Ausbreiten des Materials, das Wrede als Absicht der Sprachatlas-Karten (auch der jetzt publizierten) hinstellt, ist im tiefsten Grunde auch die Darstellungsform, die die geographisch orientierte Arbeit der Verfasserin auf einer anderen Fläche zu verwirklichen sucht. Gewiß, wenn man sich auf Statistik beschränkt, wenn man jedes Stichwort für sich bringt (auch in Fällen wie lachern-lächern), wenn man in jedem zweifelhaften Fall auf den Deuteversuch Verzicht leistet, wird man nie irregehen; nur leitet man dann auch den Benutzer nicht und enthält ihm die Hilfe vor, die er erwartet. Der Kritiker hat es hier nicht leicht: er sieht sich vor einer peinlich gewissenhaften Akribie, die an sich hohes Lob verdient, gerade in einem Wörterbuch; aber er muß doch auch feststellen, daß sie zu einem Mangel an Dichte geführt hat, zu einer gewissen Sprödigkeit, wie man sie dem Rhein. Wb. nicht nachsagen kann. Vor allem ist zu fragen, ob es ein glücklicher Griff war, jene reliefschaffende Gruppenbildung aufzugeben, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter dem Hauptstichwort auch Ableitungen und Kompositionen zusammenfaßt; die umständliche Reihe etwa der Substantivkompositionen mit Lach- ist so, wie der Text sie bietet, schwer erträglich.

Vielleicht, daß bei all diesen Dingen auch der Gedanke mit im Spiel war, dem nichtphilologischen Leser die Benutzung des Werkes und die Freude an ihm zu erleichtern. Diese ungelehrtere Haltung wird ja mehr und mehr zum Stil der 'Volksausgaben', wie sie uns die letzten Jahre auf dem Felde der mundartlichen Lexikographie gebracht haben. Aber so verständlich eine solche Entwicklung sein mag — wenn man bedenkt, daß die verkürzten Ausgaben voraussichtlich für Generationen die definitiven sein werden, fragt man sich doch, wieweit dieser Stilwandel des Dialektwörterbuches gutzuheißen ist. Gerade in einem Werk wie dem vorliegenden, dessen Verfasserin sich gewillt und gerüstet zeigt, der modernsten Entwicklung der Mundartenkunde Rechnung zu tragen, schiene ein Nachgeben gegenüber der populären Forderung nicht paßrecht.

Aber all solche Wünsche und Zweifel, wie sie hier pflichtmäßig geäußert wurden, dürfen nicht das Urteil trüben, daß die Verf. in selbstlos treuer und gediegener Arbeit unserer Wissenschaft ein eigenwüchsig-bedeutsames Buch zubereitet. Der Mut, alles auf eine Karte zu setzen, hat immer etwas für sich. Er hat hier ein gerade in seiner Problematik reizvolles Werk geschaffen, das vielleicht auch mithelfen kann zur Aufhellung der etwas unklaren Allgemeinsituation der deutschen Wortgeographie.

Wilhelm Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland nach eigenen Forschungen und mit eigenen Aufnahmen. Hannover 1928.

Von einer guten Dissertation kann man bekanntlich sein ganzes Leben lang zehren. Peßlers wissenschaftliche Leistung bestätigt selten nachdrücklich diesen Satz. Vor rund fünfundzwanzig Jahren verfaßte er seine schöne Promotionsschrift über die Ausbreitung, besonders die Grenzen des Niedersachsenhauses, und wie seine ganze seitherige Arbeit auf diesem Grunde steht und Gedanken ausgestaltet, die aus diesem Boden gekeimt sind, so knüpft auch seine letzte Veröffentlichung unmittelbar an jene Erstlingsstudie an. Damals schon hat Peßler in über 100 niederdeutschen Dörfern die Sachbezeichnungen für etwa 75 Teile des Niedersachsenhauses gesammelt und ist dabei auf einen unerwarteten Synonymenreichtum gestoßen. Das sehr zuverlässige, weil aus unmittelbarer Beobachtung an Ort und Stelle geschöpfte Material hat er zu wortgeographischen Karten verarbeitet, und die 18 ergiebigsten von diesen Karten legt er in seinem Atlas vor — der etwas ausschweifende Titel des Werkes läßt also nicht recht erkennen, worum es sich handelt.

Die Arbeit zeigt alle Kennzeichen eines ersten Wurfes. Das Beobachtungsnetz ist nicht nur an sich zu locker, sondern vor allem auch zu ungleichmäßig; am empfindlichsten ist die große Lücke im äußersten Westen: die westliche Hälfte von Westfalen muß sich mit ein paar peripheren Aufnahmen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

begnügen, was gerade bei diesem wichtigen Übergangsgebiet nicht angeht; so bleibt denn dem Verfasser hier gelegentlich nichts anderes übrig, als einfach die Waffen zu strecken. Auch das technische Verfahren hat seine Mängel: Peßler greift in der Hauptsache zu (wie mir scheinen will: unnötig groben) Strichelungen, um die verschiedenen Synonymengebiete möglichst plastisch voneinander abzuheben. Das ist an sich zu loben; aber diese Strichelungen ziehen sich unbedenklich auch über die weiten Gebiete, aus denen keine Belege vorliegen, und so präjudizieren sie viel zu viel. Der Kommentar weiter, der mit tastenden Deutungen die Karten begleitet, rührt viele Dinge an, ohne doch irgendwo ernsthaft zuzugreifen, und die 'Zusammenfassung der Ergebnisse' am Schluß zeigt mit ihren Allgemeinheiten vollends, daß es zunächst einmal gilt, die Fragen richtig zu fassen, die das Material stellt, und sich zu überlegen, wo und wie man weiter arbeiten muß, um dieser Fragen Herr zu werden.

Diese Unfertigkeit ist das Schicksal solcher Arbeiten wie des Peßlerschen Atlasses; der Verfasser selber sieht im Hintergrunde ein größeres, vollkommeneres Werk. Fassen wir die Lehren in Kürze zusammen, die sich unmittelbar aus den vorliegenden Karten für eine Fortsetzung der geographischen Arbeit ergeben — Peßler deutet sie zum Teil selber an. Vor allem: das Beobachtungsfeld muß verbreitert werden; der 'niedersächsische Kulturkreis' verträgt mitnichten die Interpretation aus sich selbst. Gewiß hat die Erfüllung dieser Forderung insofern ihre Schwierigkeiten, als eben ein besonderer, nur in Norddeutschland verbreiteter Haustypus das Material der Befragung hergegeben hat. Aber so wertvoll es methodisch ist, wenn Peßler ein geschlossenes Sachgebiet zu wortgeographischen Bildern verarbeitet hat, man wird fürs erste doch vielleicht darauf zu sehen haben, möglichst weit verbreitete Gegenstände abzufragen; auch das Peßlersche Material enthält übrigens eine Reihe geeigneter Begriffe wie Brunnen, Fach, Traufe, Einfahrtstor. Hat man auf weiträumigen Karten die allgemeinen Gesetze wortgeographischer Schichtung und Gruppenbildung gelernt, so kann man mit größerem Gewinn auch begrenztere Karten auslegen. Vor den Peßlerschen Skizzen hat man den ungefähren Eindruck, als wenn ein alter niedersächsischer Wortbestand vor allem in der Richtung von Südosten nach Nordwesten überflutet und verjüngt wird; daneben wird ein alter West-Ost-Stoß spürbar, der besonders Bezeichnungen lateinischen Ursprungs vorgetrieben hat; jüngere Einflüsse wirken von der Wasserkante her. Wer aber über dies Ungefähr hinausstrebt und die Gründe für die Aufsprengung der Südzone des beobachteten Gebietes erfahren will, kann eben den Anschluß nicht entbehren. Daß das Nebeneinander von niederrheinischem Gebund und mecklenburgisch-vorpommerischem Gebind für das Fach im Bauernhause sich auf dem Wege der Kolonisation erkläre, ist vorläufig Vermutung; die Gesamtkarte könnte Gewißheit geben. Nicht zuletzt sind es auch die lateinischen Eindringlinge im Westen, Pütt für Brunnen, Posten für Dielenständer, Porte, Kamer, die das Bedürfnis nach einem weiteren überblick wecken. Hier fehlt vor allem das Niederländische schmerzlich; wir wissen vom Sprachatlas her längst, daß es sprachgeographisch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einfach nicht zu entbehren ist. Aber sehr mit Recht betont Peßler bei Gelegenheit der Brunnenkarte, daß das wortgeographische Bild seinen vollen Ertrag erst abwirft, wenn das Blickfeld über das ganze germanische Sprachgebiet gedehnt wird. Das sind die Stellen, wo die Wortgeographie Aufschlüsse über große Kulturbewegungen verheißt für Zeiten, in denen andere Überlieferung noch gar nicht oder nur sehr undeutlich spricht.

Aber sie hat mehr zu leisten, als nur allgemeine Kulturströmungen und -ablagerungen festzustellen. Es geht, nicht zuletzt durch romanische Vorbilder genährt, heute auch durch die deutsche kulturgeographische Forschung ein Zug, der sie dem Studium der 'Großbewegungen' ein besonderes Augenmerk schenken läßt. Es muß indes unser Ehrgeiz bleiben, weiterzukommen. Unsere Wortgeographie muß einen Grad von Dichtigkeit erstreben, der auch bei kleineren Wortgebieten wenigstens einigermaßen brauchbare Grenzziehungen erlaubt. Man sehe sich auf Peßlers Karten einmal den Norden der Rheinprovinz und die östlich anstoßenden Gebiete an: ein, wie wir wissen, kulturgeschichtlich und demzufolge auch wortgeographisch so zerklüftetes Gebiet läßt nur bei schärferer Grenzführung Deutungen zu. Aber auch größere Gebiete rufen danach. So fällt z. B. bei Peßler des öfteren auf, wie eine Bezeichnung im heutigen Westfalen und nördlich davon ein größeres Gebiet bedeckt (vgl. die Karten 7, 8, 9). Aber um das deuten zu können, um zu erkennen, ob etwa das Bistum Münster als eine Art von Kulturprovinz die Ausdehnung einer Bezeichnung beeinflußt hat oder ob und welche andere regionalen Bildungen und Bindungen im Spiele sind, bedarf es eben schärferer Bilder. Die deutsche Sprachgeographie hat wohl einmal den Grad der Abhängigkeit sprachlicher Räume von Herrschaftsgrenzen und Verwaltungsräumen überschätzt. Aber ein wirkliches wissenschaftliches Ausschöpfen der wortgeographischen Tatsachen wird sich immer auf den Versuch angewiesen sehen, die Wortbezirke mit anderen räumlichen Phänomenen in Beziehung zu setzen; da kann denn nur die Übereinstimmung der Grenzen die Richtigkeit der Parallelisierung sichern. Mag fremde Forschung auch unser Bemühen um die Grenzen sprachlicher Räume zweifelnd betrachten, wir dürfen davon nicht lassen. Und mag er vorläufig noch so undeutlich sein, methodisch richtig ist der Weg doch, wie ihn etwa Frings und Nießen in ihren Untersuchungen zur Geographie und Geschichte von Ostern, Samstag und Mittwoch im Westgermanischen gehen (Indogerm. Forsch. Bd. 45). Dort wird vor allem bei Paschen für Ostern sehr lehrreich der Versuch gemacht, die Ausdehnungszone des Wortes auf die Kölner Kirchenprovinz zu beziehen. Merkwürdig übrigens, daß Ähnlichkeiten zu bestehen scheinen zwischen den Frings-Nießenschen Karten von Paschen und Satertag (Saturni dies) und den Peßlerschen von Pütt, Posten und Kamer. Jedenfalls sind es kulturgeographische Aufschlüsse, die die Karten hier wie in anderen Fällen versprechen; Peßler sollte nicht von der 'Fülle von Erkenntnissen volkstumsgeographischer Art' sprechen, die der Atlas bereits vermittelt. Seine alte Liebe, der Gedanke der Ethno-Geographie, gibt ihn nicht frei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höchst wichtig ist sodann die Forderung der Wortbedeutungskarten neben den Sachbezeichnungskarten; hier ist eine Lücke zu füllen, die die Wortgeographie bislang nicht deutlich genug empfunden hat. Zu der Brunnenkarte etwa, die im Westen eine Zone mit Pütt (lat. puteus) aufweist, gehört als notwendige Ergänzung eine andere Karte, die uns zeigt, wo Pütt (resp. Pfütze) in anderen Bedeutungen erscheint; sie wird gut tun, auch die ans Deutsche grenzenden romanischen Gebiete einzubeziehen. Es liegt auf der Hand, was eine solche Ergänzung für die Feststellung des Gesamtumfanges eines Wortbezirkes und die verschiedenen Arten seiner Veränderungen, für die Frage von Reliktgebieten u. dgl. bedeuten kann. Darin liegt rein methodisch vielleicht das größte Verdienst von Peßlers Arbeit, daß er wenigstens an zwei Beispielkarten klarmacht, wie wertvolle Hilfe der Synonymenkarte von der Wortbedeutungskarte kommt.

Eine letzte Forderung endlich ist die nach einem möglichst großen Reichtum von wortgeographischen Aufnahmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Wortgeographie auf der einen Seite und auf der andern die Lautgeographie, wie sie die Karten des Deutschen Sprachatlas im wesentlichen zum Gegenstand haben, uns vor eine verschiedene Situation stellen: bei den lautgeographischen Karten vertritt das in seinen lautlichen Unterschieden veranschaulichte Wort unter Umständen eine Fülle anderer, die dieselben Laute enthalten (was für Stein gilt, gilt im Regelfalle auch für Bein usw.); bei den wortgeographischen Karten dagegen ist die einzelne in viel höherem Maße individuell. Wer nur anderthalb Dutzend von Wortkarten vor sich hat, wie Peßlers Atlas sie bringt, steht deshalb vor einer verwirrenden Buntheit der Bilder. Vermutlich sind Hunderte von Karten nötig, ehe sich die großen Gesetzmäßigkeiten mit Sicherheit fassen lassen, die dann wieder in die Einzelkarte Licht bringen. Der Grundgedanke Peßlers ist sehr gesund, der, von der Sache ausgehend, eine größere Zahl wortgeographischer Fragen an dasselbe Objekt knüpft; aber die Arbeit muß vervielfältigt werden.

Peßler ordnet seinen Wortatlas vollbewußt in den größeren Zusammenhang volkskundlicher Arbeit ein. Das ist der Rahmen, in dem die wortgeographischen Studien am fruchtbarsten zu werden versprechen, wobei man freilich die Volkskunde in der neuen kulturmorphologischen Perspektive sehen muß, wie es der Eingangsaufsatz des vorigen Heftes dieser Zeitschrift andeutet. Peßler spricht mehrfach von dem Ausbau der von ihm in Angriff genommenen Arbeit, aber nicht ganz widerspruchslos. Und fast scheint es, als wenn das Ideal, das ihm vorschwebt, eine größere Zahl volkskundlicher Einzelatlanten aus den verschiedenen deutschen Landschaften ist, deren Zusammensetzung das große Kartenwerk Deutschlands und seines Volkes ergeben solle (S. 8). Hier muß ich widersprechen — vielleicht mehr um der Benutzer des Buches, als um seines Autors willen, der heute hoffentlich nicht mehr an dieser überholten Meinung festhält, nachdem er selbst in die Front des deutschen Volkskundeatlas eingetreten ist. Das große volkskundliche Kartenwerk des deutschen Volksbodens ist nutzlos ohne Gleichartigkeit nach Idee, Stoff und Form, und diese Gleichartigkeit ist niemals durch Anein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anderreihung landschaftlicher Sonderwerke zu gewinnen. Also ja keine wissenschaftliche Kleinstaaterei! Zunächst müssen wir alle Kraft sammeln für das große Gemeinwerk; das gilt für die wortgeographische Arbeit ebenso wie für die Geographie volkskundlicher Gegenstände, und gerade von den Wortführern der neuen Forschungsrichtung darf jetzt keiner mehr aus der Reihe tanzen. Daneben soll ganz gewiß Raum bleiben für landschaftlich begrenzte Sonderarbeit; aber erst vor dem Hintergrunde der umfassenden Übersichtskarte wird sie voll fruchtbar werden.

Man hat so oft den Geist und das Leben in der Volkskunde hinter der Fülle der Materialsammlung vermißt, und es wäre nicht ganz unverständlich, wenn dem Fernerstehenden verstärkte Bedenken nach dieser Richtung hin kämen, der von solchen Forderungen weitgespannter Sammelwerke hört, Sammelwerke, in denen auch das fürs erste noch versinken soll, was seitheriger volkskundlicher Sammelarbeit so oft die liebenswürdige Entschuldigung gab: die Hingegebenheit an heimatliche, landschaftliche Volksart. Aber die Zukunft wird lehren, daß gerade diese Aufnahmearbeit im großen den Geist und das Leben in der Volkskunde befreien hilft.

So läßt also die Peßlersche Arbeit mit ihren Lücken und Vorläufigkeiten vielen Wünschen Raum; dennoch bleibt es eine Leistung, die hohen Lobes wert ist. Und fast beneidet man den Verfasser um den frischen Zugriff, mit dem er eine halbfertige, aber gute Sache einfach auf die Füße stellt, um die Unbekümmertheit, mit der er sich frank und frei auf dem unvertrauten und nicht ungefährlichen Boden von Nachbarwissenschaften bewegt. Hier gilt wirklich einmal die alte Weisheit, daß die Hälfte mehr sein kann als das Ganze. Hoffentlich beschert uns Peßler neben der ersten Auswahl seiner 75 Karten bald noch eine zweite!

Wilhelm Peßler, Deutsche Wortgeographie. Wesen und Werden, Wollen und Weg. [Sonderabdruck aus „Wörter und Sachen" Bd. XV.] Heidelberg 1932.

Die erste zusammenfassende Arbeit über deutsche Wortgeographie beschert uns ein Geograph — ein Germanist brächte wohl noch nicht den Mut dazu auf. Sie hält freilich nicht ganz, was der klingende Untertitel verspricht: das Heft bietet im wesentlichen eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Übersicht dessen, was an wortgeographischer Arbeit bislang auf deutschem Boden geleistet worden ist. Peßler verfügt anscheinend über eine sehr reichhaltige und bunte Sammlung wortgeographischer Literatur; denn in seiner grundrißartigen Darstellung spielt auch allerlei Kleinzeug, Berichte, Aufsätze, Zeitungsartikel, Sonderdrucke u. dgl. eine erhebliche Rolle. So steht dann Großes neben Kleinem, öfter in sonderbarer und wenig stimmiger Nachbarschaft. Es versteht sich, daß der Germanist manches anders angefaßt und manches mit einer anderen Begleitmusik versehen hätte: die kritischen Töne fallen ganz aus. Gleichwohl kann man dem Verfasser dankbar sein für diese handliche bibliographische Überschau, die auch Entlegeneres ans Licht zieht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber die Grundhaltung und die Zielsetzung. 'Die deutsche Wortgeographie hat sich in den letzten Jahren zu ungeahnter Blüte entfaltet' heißt Peßlers erster Satz, und dieser überschwängliche Ton beherrscht die ganze Schrift. Es ist, als wenn mit der deutschen Wortgeographie alles in schönster Ordnung wäre. Wer sich bemüht, nicht nur das Einzelne zu sehen, sondern das Ganze, wird das schwerlich unterschreiben. Der Reichtum, der P. den Blick benimmt, ist doch ein Reichtum partikularer und zusammenhangloser Arbeit. Die großen Mundartwörterbücher, namentlich des deutschen Westens und des deutschen Südostens, sind heute die fruchtbarsten Träger wortgeographischer Arbeit. Aber erstens: Wieviel fehlt noch, daß ganz Deutschland mit solchen Wörterbüchern, geschweige mit gleichmäßig arbeitenden Wörterbuchzentralen besetzt wäre? Und dann: Wo ihr Aufnahmebezirk aufhört, da hören auch ihre Wortkarten auf; und manche Frage bleibt offen, weil man nicht weiß, wie es jenseits der Grenzen weitergeht. Diese landschaftliche Zerstückelung gibt heute der wortgeographischen Arbeit in Deutschland ihr Gesicht. Natürlich hat auch eine solche Form der Arbeit ihre starken Seiten. Je begrenzter der Raum, um so größer kann die Dichte und Gründlichkeit der Aufnahme sein, um so mehr läßt sich die Fragestellung verfeinern, um so knifflicher wird, was aus den Wortkarten herauszulesen ist — wenn man nicht schließlich auf das Herauslesen verzichten und sich mit dem bloßen Vermerken zufrieden geben muß. Der wertvolle und aufschlußreiche 'Wortatlas des Kreises Wetzlar', den Walter Wenzel 1930 veröffentlichte und der seither schon Schule gemacht hat, zeigt, welche Formen die Wortgeographie notwendig bei zunehmender Verengerung des Beobachtungsfeldes annimmt. Aber der Sinn der Karte ist doch nicht bloß das mikrologische Meßtischblatt, an dessen Rändern alle Flußläufe und Eisenbahnstrecken durchgeschnitten sind, zur Karte gehört auch, und zwar noch wesentlicher, die Breitensicht, die natürlich auf das einzelne verzichten muß, ohne daß sie darum die Dinge verfälschte. Um es noch einmal auszusprechen (vgl. S. 124 und S. 153 f.): wir brauchen den Deutschen Wortatlas. Gewisse Fragen, und vielleicht die wichtigsten, wird nur er zu beantworten gestatten und nicht eine Beobachtung, die sich mit den Gliedern begnügt und auf den ganzen Körper verzichtet. Die deutsche Wortgeographie muß heute den Weg ins Weite gehen, nicht den ins immer Engere; und eine Darstellung, die hier nicht eine große Lücke empfindet, die diesen Mangel nicht offen herausstellt, die hier nicht auf Klärung der Lage dringt und zu durchgedachten Forderungen vorstößt, scheint mir nicht deutlich genug zu sehen, wohin 'Wollen und Weg' der deutschen Wortgeographie zu führen hat. P. bucht zwar auch die Anfänge einer den ganzen deutschen Volksboden überspannenden wortgeographischen Aufnahme und Kartierung, die Bernhard Martin auf Veranlassung des Deutschen Wörterbuchkartells unternommen hat; er streift auch kurz die wortgeographische Arbeit, die nebenher im Atlas der Deutschen Volkskunde geleistet wird. Aber wenn er die Summe zieht: 'so kommt immer mehr Stoff zusammen, um einen deutschen Wortatlas zu verwirklichen', so dürfen wir uns schwerlich bei solcher Ergebnisicht beruhigen. Was not täte, wäre ein engeres Zusammenarbeiten des Deutschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprachatlasses und des Deutschen Volkskundeatlasses in Dingen der Wortgeographie. Die sprachgeographische Erfahrung, die im Marburger Sprachatlas aufgesammelt ist, und die neuen wissenschaftlichen und materiellen Möglichkeiten des Berliner Volkskundeatlasses, vor allem seine großartige Sammelorganisation müßten sich zusammenfinden, um den Plan eines Deutschen Wortatlasses als eines selbständigen und eigenrichtigen Werkes zu entwerfen und durchzuführen. Selbstverständlich ohne damit ihre eigenen Aufgaben und Arbeitsformen irgendwie zu beeinträchtigen. Schon jetzt geschieht es, daß Landesstellen des Volkskundeatlasses dem Atlasfragebogen von sich aus und für ihren Bezirk Sonderfragen beilegen, die Dutzende und Aberdutzende reiner Wortverbreitungsfragen enthalten — man macht sich mit Recht den eingespielten Apparat zunutze, der so bequem wichtigste Forschungsunterlagen herbeischaffen kann. Aber es ist doch schmerzlich zu sehen, wie wir auf diesem Felde über den Partikularismus wieder einmal nicht hinauskommen, obgleich es im Grunde nur den Entschluß kostet. Ich unterschätze den wortgeographischen Gewinn, der bei der Arbeit des Wortkundeatlasses herausspringt, gewiß nicht, aber eingestandenermaßen hat die Wortgeographie in ihm nur als Dienerin, allenfalls Begleiterin der Sachgeographie ihren Platz. So hoch diese Verbindung von Wort und Sache anzuschlagen ist, der Wortbestand erschöpft sich nicht in volkskundlich belangreichen Sachbezeichnungen, und die Wortgeographie darf es ebensowenig. Deshalb werden wir nicht zum Ziele kommen, solange wir die Wortgeographie nur als ein Anhängsel zur volkskundlichen Geographie behandeln. Es braucht einen Frageplan von einigen hundert Einzelfragen, der seinen Ausgangspunkt im rein Wortgeographischen hat. Und wenn es möglich ist, daß Landesstellen des Volkskundeatlasses (einfach aus einer Art wissenschaftlicher Notlage heraus) einem Fragebogen des Volkskundeatlas fünfzig wortgeographische Sonderfragen beigeben, dann muß es auch möglich sein, daß die Zentrale des Volkskundeatlasses ein paar hundert wortgeographische Fragen aus dem ganzen deutschen Volksgebiet hereinbringt. Nur auf diesem Wege können wir zu dem Deutschen Wortatlas gelangen, dessen Notwendigkeit auch jeder landschaftlich gebundene Forscher auf Schritt und Tritt empfindet. P. zitiert mit Recht einen Satz Josef Müllers: 'Solange nicht die kulturgeographischen Zusammenhänge der Landschaften auf den verschiedensten Lebensgebieten erkannt und dargestellt sind, wird auch die Wortgeschichte, willkürlich betrieben, in der Luft hängen'. Aber wer wird dem Weg trauen, den Müller andeutet: 'Erst die jetzt anhebende Wortgeographie wird nach Vollendung sämtlicher wortgeographisch orientierter Wörterbücher diese Aufgabe, aber auch nur im Verein mit anderen kulturgeschichtlichen Disziplinen, leisten können'. Auf diesem Wege der Summierung landschaftlicher Einzelarbeit ist der gesamtdeutsche Wortatlas nie zu erreichen. Hätten wir ihn schon, wer zweifelt daran, daß die sich immer mehr entfaltende wortgeographische Einzelarbeit, die P. zu seinem optimistischen Urteil geführt hat, mit anderen Fragestellungen und anderen Methoden, mit anderer Sicherheit und anderen Erfolgen arbeiten würde, weil sie eben nur an einer großen Zahl von Gesamtkarten die nötigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Richtungspunkte und Kontrollmittel gewinnen kann. Auch die deutsche Lautgeographie ist deshalb zu ihren großen Erfolgen geschritten, weil sie den großen deutschen Lautatlas im Rücken hatte.

Peßler träumt schon von einem 'gesamtgermanischen Zusammenschluß wortgeographischer Forschung'. Mehr noch: 'Das Endziel unserer Bestrebungen ist ein von vornherein nach einheitlichen Gesichtspunkten angelegter Atlas der Wortgeographie Europas.' Luftschlösser bauen ist in der Wissenschaft nicht schwerer als anderswo; und warum sollte man es nicht auch in der Wissenschaft gelegentlich tun? Aber unsere erste Aufgabe auf Erden ist doch, mit festen Händen anzugreifen, was zugleich nötig und möglich ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der deutsche Volkskundeatlas

1928

Der deutsche Volkskundeatlas ist eine geschichtliche Notwendigkeit, auch wenn man von seiner ideellen Bedeutung absieht und ihn lediglich im Rahmen der Entwicklung der deutschen Volkskunde betrachtet. Die Situation dieser jungen Wissenschaft drängt auf ein solches Atlaswerk hin. Man hat der Volkskunde öfter den Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr im bloßen Sammeln ihres Stoffes steckengeblieben sei und ihn zu wenig deutend zu bewältigen versuchte. Der Vorwurf hat recht, aber doch nur halb. Es liegt im Wesen der Volkskunde, daß sie große Stoffmassen zusammentragen und weite Räume (auch rein geographisch gesehen) überblicken muß, ehe sie sich ans Deuten machen kann. Und heute wissen wir, daß es die vorsichtigeren Volkskundler gewesen sind, die einfach ans Buchen gingen und mit dem Deuten zurückhielten. Ehe man nicht weite Felder übersah, konnte es nicht anders sein, als daß das Deuten irgendeiner Voreingenommenheit zuliebe abirrte, gewöhnlich ins Romantische abirrte. Gewisse Teilgebiete der Volkskunde haben wissenschaftlich einen Vorsprung gewonnen dadurch, daß sie die vergleichende Zusammenschau großer Stoffmengen zum grundlegenden methodischen Prinzip machten, die Volksliedforschung, die Märchenforschung, vor allem die Mundartenforschung. Und von diesen Forschungszweigen hat der, der aus äußeren und inneren Gründen die breitesten Stoffmassen zum Vergleich nebeneinanderstellen konnte, die umfassendsten und fruchtbarsten neuen Erkenntnisse gezeitigt. Das ist eben die Mundartenforschung, von der zu sagen ist, daß sie nicht nur einen neuen Abschnitt der Sprachwissenschaft einleitet, sondern die Wege weist zu neuen Formen historischer Erkenntnis überhaupt.

Die Methode, die der Mundartenforschung ihren großartigen Aufschwung gegeben hat, ist die kartenmäßige Darstellung mundartlicher Formen. Ein Versuch, wie ihn schon Napoleon anstellte, indem er die Geschichte vom verlorenen Sohn in die verschiedenen Mundarten seines Reiches übertragen ließ, ist vom 'Sprachatlas des Deutschen Reiches' im größten Maßstabe wiederholt worden. Diese sprachgeographische Forschung hat sich als so ungeheuer fruchtbar erwiesen, nicht nur auf deutschem, sondern auch auf romanischem Boden, daß sie gebieterisch ruft nach einer übertragung ihrer Methoden auf verwandte Wissensgebiete, die ebenfalls der kartographischen Vergegenwärtigung zugänglich sind. Unter ihnen kommen in erster Reihe Forschungsinhalte in Frage, die mit der Mundart die Volksgebundenheit teilen, d. h. eben volkskundliche Erscheinungen, das Wort im weitesten Sinne genommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Noch von einer anderen Richtung aus gesehen, bedeutet der Volkskundeatlas einen notwendigen Akt organischer wissenschaftlicher Entwicklung. Innerhalb der Volkskunde selber, auch jenseits des Sondergebietes der Volkssprache, ist nämlich der Schritt zur Karte geschehen. Und zwar sind es vorzugsweise die volkskundlichen Realien, deren Bearbeiter schon wiederholt die Nötigung zu einer kartenmäßigen Darstellung empfunden haben. Die Anfänge einer deutschen Sachgeographie liegen also schon seit Jahrzehnten vor. Namentlich die Siedelformen des ländlichen Volkes sind es gewesen, die frühzeitig zu geographischer Aufnahme und Darstellung führten, und zwar gilt das ebenso für den engeren Bezirk, den Hausbau, wie für den weiteren, die Dorfform. Da diese volkskundlichen Objekte in den Interessenkreis der Erdkunde fallen und besonders von Geographen behandelt worden sind, versteht es sich von selbst, wenn hier zufrühest die kartographische Darstellung Platz griff. Aber trotz dem Vorsprung, den auf dem Felde volkskundlicher Kartographie die Behandlung von Bau und Siedlung zweifellos hat, kann auch hier die bereits vorliegende Arbeit erst als Ansatz und Anreiz gewertet werden. Wo diese Arbeit die nötige Dichtigkeit der Aufnahme zeigt, wie z. B. in den Arbeiten von Schlüter über die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen und von Hennig über die Dorfformen Sachsens, ist das Beobachtungsfeld ziemlich eng begrenzt. Wo es aber weiter gedehnt ist, wie in Peßlers Forschungen zum niedersächsischen Bauernhaus, da fehlt viel an der nötigen Dichtigkeit. Und wer gar, wie es Peßler auch versucht hat, die deutschen Haustypen über das ganze deutsche Kulturgebiet hin geographisch festlegen will, der vermag erst ganz roh sondernde Karten zu zeichnen, mit denen ein wissenschaftliches Arbeiten noch gar nicht möglich ist. Das Bild dieser Gegensätzlichkeit wiederholt sich bei den spärlichen Ansätzen, die es, neben der Siedelungsforschung, von volkskundlicher Sachgeographie gibt. Was wir an Karten und Kärtchen zur Geographie der Trachten, der Osterfeuer, der Totenbretter u. a. m. besitzen, zeigt die nötige Intensität der Stoffdarstellung höchstens bei engem Aufnahmeraum; wo aber der Horizont sich dehnt, lichtet sich die Karte meist so, daß sie allenfalls illustrativen, aber keinen vollen Forschungswert mehr hat. Dabei soll noch gar nicht davon geredet werden, daß sich diese Versuche so gut wie ausnahmslos immer auf sich selber stellen. Was Kartenmaßstäbe anlangt, Dichtigkeit des Beobachtungsnetzes, Formen der Aufnahme und der Darstellung, geht zumeist jeder seinen eigenen Weg. Das ist an sich nicht zu schelten und wird bei so geteilter Arbeit nie anders sein können; nur entfällt auf diese Art die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleiches der Ergebnisse. Aus dem Vergleich aber kann erst die volle wissenschaftliche Frucht entsprießen.

Es ist nötig, sich solchermaßen die wissenschaftliche Situation zu vergegenwärtigen, aus der der Plan des deutschen Volkskundeatlas hervorgegangen ist. Das hat keineswegs bloß ein historisches Interesse. Vielmehr ist die praktische Ausgestaltung des Planes aufs stärkste dadurch bestimmt, daß er nicht als ein völlig Neues und Voraussetzungsloses in Erscheinung tritt, sondern nach Arbeitsformen und -zielen die Folgerungen aus einer ganz konkreten Wissenschaftslage zu ziehen hat. Positive und negative Erfah-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rungen auf dem Felde volkskundlicher Forschung weisen ihm den Weg. Den deutschen Volkskundeatlas als erster gedacht und gefordert zu haben, bleibt das historische Verdienst Wilhelm Peßlers; es wird auch dadurch nicht geschmälert, daß Peßler dem Unternehmen von seinen ethno-geographischen Theorien aus Ziele zu setzen geneigt war, die zu kurz und willkürlich genommen waren. Es begreift sich nach Lage der Dinge ohne weiteres, wenn ein Siedelungsgeograph wie Peßler auf den Gedanken des Volkskundeatlas geführt wurde, und wenn er diesen Gedanken vor allem im Kreise von Geographen zu propagieren suchte. Aber ebenso ist es eine sachliche Notwendigkeit, wenn das Unternehmen, auf dem Wege über den 'Verband deutscher Vereine für Volkskunde', schließlich einem Ausschuß in die Hände gelegt werden soll, in dem die deutsche Dialektgeographie und die zu guten Teilen aus ihr erwachsene kulturmorphologische Forschung voll zur Geltung kommt. Damit scheint, was Erfahrung und praktische Kenntnis, was Fragestellung und Zielsetzung anlangt, ganz organisch eine Fundamentierung gewonnen, wie sie für ein Unternehmen von solchen Maßen anzustreben ist.

Es wäre nicht gut, wenn man den Plan im ganzen und im einzelnen heute schon genau festlegte. Dazu ist er, bei aller Vorbereitung, nach Art und Maßen doch zu neuartig. Er braucht, um gedeihen zu können, eine gewisse Lockerheit und Elastizität; nur an sich selber kann er zu festeren Formen reifen, die aber immer eine gewisse Beweglichkeit behalten werden. So dürfen auch hier nur Umrisse gegeben werden.

Was den räumlichen Umfang des Atlaswerkes anlangt, so wäre das Vollkommene eine Aufnahme des gesamten deutschen Kulturgebietes in Europa, einschließlich der deutschen Siedelungsgebiete in Ost- und Südosteuropa. Wie weit freilich in diesen deutschen Exklaven die Sammelarbeit sich durchführen lassen wird, steht dahin. Wenn sie, wie zumindest für Siebenbürgen zu erhoffen, Erfolge trägt, werden ihre Ergebnisse in Sonderkarten niederzulegen sein, die so zu halten wären, daß sie eine unmittelbare Vergleichung mit den Hauptkarten gestatten. Dagegen muß mit allen Kräften danach gestrebt werden, daß das zusammenhängende Kulturgebiet in Mitteleuropa auf den Karten als geschlossener Körper zur Anschauung kommt. Es würde die Ausführung des Unternehmens wesentlich erleichtern, wenn man sich auf die politischen Grenzen des Deutschen Reiches beschränkte, es bliebe aber ein schwerwiegender Fehler. Der deutsche Sprachatlas, der sich an jene Grenzen hielt, leidet heute sehr fühlbar unter diesem Mangel und hat die größte Mühe, den alten Schaden wieder gutzumachen. So ist also eine Einbeziehung Österreichs und der deutschen Schweiz anzustreben, natürlich auch der Gebiete, die durch die Friedensverträge von den deutschen Mittelmächten losgelöst worden sind. Sehr erwünscht wäre es, wenn es gelänge, auch die baltischen Provinzen und vor allem die Niederlande dem Unternehmen anzugliedern. Die gerade in den Rheinlanden in lebhafter Entwicklung befindliche sprachgeographische und kulturmorphologische Forschung hat immer wieder erwiesen, daß die volks- und kulturkundliche Arbeit im Westen Deutschlands sich der besten Erkenntnisquellen berauben würde, wenn sie an der Reichsgrenze haltmachen wollte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, welcher Umfang stofflich dem Volkskundeatlas zu geben ist. Man hat sich schon bei der ersten breiteren Erörterung des Planes auf einer Tagung des 'Ausschusses für deutsche Volks- und Heimatforschung' in Neiße (1926) dahin geeinigt, die Körperkunde beiseite zu lassen, und mit Recht. Was bis jetzt an somatischen Untersuchungen auf deutschem Boden vorliegt, wie die Arbeiten Virchows und Rankes, ist zwar von hohem Interesse; aber es zeigt doch auch, daß es um die Vergleichbarkeit dieser Dinge mit im engeren Sinne volkskundlichen Erscheinungen, vorläufig wenigstens, schlecht bestellt ist. Die Rassenforschung ist eine Wissenschaft für sich, mit eigenen Methoden und eigenen Zielen. Auch die rassenkundlichen Erhebungen innerhalb Deutschlands, wie sie neuerdings mit ausgearbeiteten Programmen empfohlen werden und stellenweise schon praktisch vorgenommen worden sind, müssen zunächst ihren eigenen Weg nehmen. Es sind nicht nur die Unterschiede in dem schwer greifbaren Objekt und demzufolge im Arbeitsverfahren, die davor warnen, die Somatik in die allgemeine Aufnahme für den Volkskundeatlas einzubeziehen, sondern es sind auch Unterschiede der Fragestellung. Eine Verkoppelung mit dem Rassegedanken könnte nämlich für die volkskundliche Aufnahme die Gefahr bedeuten, daß die völlige Unbefangenheit, mit der sie ihre Arbeit zu leisten hat, getrübt wird. Ethnische Gesichtspunkte möchten sich dann als richtunggebend in den Vordergrund schieben, möchten gerade auch für das allgemeinere Bewußtsein der Aufnahmearbeit von vornherein einen bestimmten Stempel geben. Das hieße aber, sie mit vorgefaßten Meinungen belasten, von denen sie (gerade nach den Erkenntnissen der modernen Sprachgeographie) unter allen Umständen freizuhalten ist. Hier ist also getrennte Arbeit vonnöten; aber sie muß Wege suchen, die für später ein Vergleichen der Ergebnisse gestatten.

Auch was die Siedelungsformen anlangt, so ergab die Neißer Besprechung Bedenken, ihre Aufnahme dem Volkskundeatlas zuzuweisen. Denn obgleich sie stofflich der sachlichen Volkskunde sehr viel näherstehen als die Somatik, besteht auch hier die Schwierigkeit, daß der Gegenstand sein eigenes Aufnahmeverfahren heischt; eine wissenschaftlich brauchbare Beobachtung und Buchung der Dorfformen ist auf dem Wege der allgemeinen Umfrage nicht möglich. Hat doch schon die Frage nach den Hausformen, die Brenner in Bayern auf diesem Wege zu lösen versuchte, zu Schwierigkeiten geführt. Eine umfassende Aufnahme der deutschen Dorfformen gehört zwar zu den dringlichsten Aufgaben der deutschen Siedelungsforschung; aber es ist eine Aufgabe, die dem Geographen von Fach näherliegen sollte als dem Volkskundler, weil hier rein geographische Faktoren eine stärkere Rolle spielen als bei anderen volkskundlichen Objekten.

Das führt auf den Hauptgrundsatz, von dem der stoffliche Inhalt des Volkskundeatlas bestimmt sein wird. In Neiße beschloß man: 'Zur Aufnahme kommt in Betracht alles in seiner Gänze noch nicht geborgene, lebende Überlieferungsgut der sachlichen und geistigen Volkskunde des gesamten deutschen Sprachgebietes.' Das ist dahin zu ergänzen, daß, zunächst wenigstens, solche Dinge aufgenommen werden sollen, die durch Fragebogen erfaßbar sind. Das bedingt nicht so sehr Unterschiede im Stoff als in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Intensität der Aufnahme. An sich ist dem Fragebogen ziemlich jeder volkskundliche Gegenstand zugänglich, und die Fragebogen sollen auch die verschiedensten Felder volksmäßigen Sondergutes und Sonderseins bestreichen, vom Konkreten bis ins rein Geistige hinauf. Haus und Gerät, Nahrung und Tracht, das häusliche und wirtschaftliche Leben mit all seinem Zubehör sollen ebenso Berücksichtigung finden wie das weite Gebiet von Glauben, Sitte und Brauch. Was die Gezeiten des Jahres, ebenso wie die des menschlichen Lebens (Geburt und Tod, Verlobung und Hochzeit u. a.) an Brauchtum bewahren, wird besondere Beachtung verlangen, nicht minder, was an Rechtsbräuchen und -vorstellungen, was an Dämonenglauben und sonstigem Wahn im Volke lebt. Die volkskundlichen Elemente, die die Riten der christlichen Kirche verbrämen und durchsetzen, haben neuerdings steigende Aufmerksamkeit gefunden; sie verdienen auch in dem Atlaswerk, weil kulturgeschichtlich zum Teil sehr ergiebig, vor anderen Berücksichtigung. Schließlich wäre die Volksdichtung in Lied, Sage usw. nicht nur nach ihrer Substanz, sondern zumal auch in ihren Lebensformen zu beobachten.

Aber wenn auch auf allen diesen Feldern der Fragebogen Frucht bringen kann, so begreift sich leicht, daß er nicht für alle gleich fruchtbar ist. Gewisse Dinge können der Anschauung nicht entbehren, z. B. Bauten und Geräte oder gar Möbel und Trachten. Und wenn man sich auch manchmal wird helfen können, indem man auf den Fragebogen um die Beigabe einfacher Zeichnungen bittet, auch das hat seine bald erreichte Grenze. Brot- und Gebäckformen etwa werden auf diese Art greifbar werden, von Gehöft und Haus kaum mehr als Grundriß und Aufriß, Dachart und ähnliche, mit wenig Strichen darstellbare Formen. Diese Tatsache begrenzter Möglichkeit der Vergegenständlichung wird eine gewisse Auswahl aus dem überreichen Material bedingen, eine weitere die Tatsache, daß die ganzen Erhebungen sich ja in kartographischen Darstellungen niederschlagen sollen. Denn es läßt sich voraussehen, daß manches, was an Volkskundlichem wissenswert und erfragbar ist, sich doch der Veranschaulichung durch die Karte entziehen wird. Man denke etwa an die innere Einrichtung und Ausstattung des Bauernhauses oder an die verschiedenen Formen des Gemeingesanges: beides läßt sich bis ins einzelne erkunden, kartenmäßig darstellen aber nur in gewissen typischen Zügen.

Damit gelangen wir zu einem Punkt, der für die Anlage und das Vorgehen des Unternehmens von entscheidender Wichtigkeit ist. Es kommt ihm nicht auf eine einfache volkskundliche Bestandsaufnahme an; es soll nicht ein bloßes Sammelwerk werden, nur durch seine riesenhaften Maße die herkömmliche volkskundliche Sammelarbeit überbietend, von der eingangs gehandelt wurde. Wollte man bloß sammeln und bergen, so wäre die Frage aufzuwerfen, ob für solchen Zweck die Karte das beste Mittel ist. Man könnte meinen, daß dieser Absicht buchmäßige Darstellungen besser genügen, die das Volkstum eines begrenzten Bezirkes in all seinen Äußerungen aufnehmen auf die Art, daß ein und derselbe Beobachter, überall auf unmittelbarer Anschauung fußend, die Mittel von Wort, Skizze und Bild zugleich einsetzt. Ein ähnliches Gesicht zeigen uns bereits volkskundliche Darstellungen kleinerer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebiete, und in Hannover geht man daran, den ganzen Raum der Provinz nach Kreisen in dieser Art aufzuarbeiten.

Wenn das neue Unternehmen die Form der Karte wählt, so liegt eben darin ausgesprochen, daß es sich nicht mit der Bestandsaufnahme begnügt, sondern seine Ziele höher nimmt. Das Unternehmen will in seinen Karten vielmehr die Grundlagen schaffen für eine historische Volkskundeforschung großen Stils; darin liegt seine große wissenschaftliche Aufgabe, darin liegt zugleich die Nötigung und die Möglichkeit einer Beschränkung des ungeheuer andrängenden Stoffes. Man darf hier auf das Beispiel des Sprachatlas hinweisen, der ein längst nicht in jedem Zuge vergleichbares, aber vorläufig doch das einzige vergleichbare Gegenstück auf deutschem Boden darstellt. Auch beim Sprachatlas sind es nur einige hundert Wörter, die in ihren mundartlichen Formen kartographisch vergegenwärtigt werden; aber eben die neue Methode der kartenmäßigen Veranschaulichung hat zu einem ganz neuen Verständnis des gesamten Sprachlebens geführt. Wir wünschten die Zahl der Wörter beim Sprachatlas heute freilich höher, und es kann keine Frage sein, daß auch für die rein wissenschaftlichen Aufgaben des Volkskundeatlas, theoretisch genommen, die Anzahl seiner Karten gar nicht groß genug werden kann. Nur soll betont werden, daß die Beschränkung, wie sie sich praktisch aus mehr als einem Grunde ergeben wird, in keiner Weise eine Beeinträchtigung seines Wertes und seiner Auswertbarkeit für wissenschaftliche und allgemeine kulturelle Zwecke zu sein braucht. Es wäre, wenn überhaupt möglich, nicht einmal zu wünschen, daß der Volkskundeatlas eine nach Kräften vollständige Aufnahme des volkskundlichen Gutes erstrebte, so daß gewissermaßen nichts mehr zu tun übrigbliebe. Das müßte zu Lähmungen im lebendigen Betriebe der Volkskunde führen, die gerade das Gegenteil von dem wären, was der Volkskundeatlas im tiefsten beabsichtigt. Die Entwicklung, die er fördern will, soll vielmehr einen ähnlichen Weg nehmen, wie sie ihn beim deutschen Sprachatlas gelaufen ist. Da hat das große Kartenwerk die lokal und stofflich begrenzte mundartliche Sonderforschung nicht gehemmt, sondern beflügelt, hat ihre Wege gelenkt und ihre Einsichten unendlich vertieft. Das gleiche soll eine der wesentlichsten Aufgaben des Volkskundeatlas sein: er darf nicht bloß als Sammelbecken angelegt werden; nicht minder wichtig ist die methodische Trieb- und Lehrkraft, die er entfalten soll auf einem Felde, das solcher Befruchtung sehr bedarf.

Auch die Frage nach der Dichtigkeit der Aufnahme will mit von diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Wollte man den Volkskundeatlas lediglich als einen sammelnden Thesaurus unseres Volkstums nehmen, so verstünde es sich, daß das Netz der Aufnahme nicht eng genug sein könnte. Aber auch, wenn man ihn als Forschungsinstrument begreift, empfiehlt sich ein hoher Grad von Dichtigkeit. Wieder ist ein Blick auf den Sprachatlas von Nutzen. Der Sprachatlas erstrebte etwas wie eine punktuelle Aufnahme. Sein Fragebogen ging an alle Schulorte Deutschlands; so belegen seine Karten jede Erscheinung aus beinahe 50 000 Punkten des deutschen Reichsgebietes. Dieser Grad von Dichtmaschigkeit hat sich als wissenschaftlich nötig erwiesen. Zunächst liegt in der Fülle der Belege ein Kontroll- und Korrekturmittel, auf das ein

Werk, das mit der indirekten Erkundung durch Fragebogen arbeitet, nicht leicht verzichten kann. Vor allem aber ermöglicht diese Dichte des Netzes Erkenntnisse, wie sie etwa aus dem französischen Sprachatlas, der nur mit reichlich 600 Belegorten arbeitet, nicht zu gewinnen sind. Gewisse für das volle sprach- und kulturgeschichtliche Verständnis nicht zu entbehrende Erscheinungen, zumal die sogenannten Relikte, fallen gar zu leicht durch die Maschen, wenn das Netz zu locker ist. Auf der andern Seite stellt das Sprachatlasnetz aber auch den höchsten Grad wünschbarer Dichte dar. Noch weiter zu gehen und jeden Weiler aufzunehmen, hieße unnötige Arbeit tun. Im übrigen muß man sich klarmachen, daß das punktuelle System für den Sprachatlas weit leichter durchzuführen war, als es für den Volkskundeatlas sein dürfte. Denn bei jenem gab es nur einen, nicht sonderlich umfänglichen Fragebogen, dessen Beantwortung an Zeit und Interesse des Gewährsmannes keine besonderen Anforderungen stellte. Der Volkskundeatlas wird mit einer Mehrzahl von Fragebogen kommen, wenn sie auch in angemessenen Abständen ins Land geschickt werden sollen; und diese Fragebogen werden länger und umständlicher sein, sie werden vor allem auch die Selbständigkeit und den guten Willen des Beantworters in höherem Maße in Anspruch nehmen. Das aber versteht sich von selber und brauchte nicht erst durch die bereits vorliegenden Erfahrungen bestätigt zu werden, daß bei einer Erkundung durch Fragebogen die Zahl der einlaufenden brauchbaren Antworten im umgekehrten Verhältnis steht zu der Schwierigkeit des Fragebogens und dem Zeitopfer, das er von dem Zeugen verlangt. Auch behördliche Mitwirkung, die dem Sprachatlas sehr zustatten gekommen ist, würde daran schwerlich viel ändern: gerade ein volkskundlicher Fragebogen verträgt eine unlustige Beantwortung nicht, ohne unfruchtbar zu werden. Auch das ist zu bedenken, daß außerhalb der Reichsgrenzen im allgemeinen nur mit einem lockereren Netz von Antworten wird gerechnet werden können, obgleich z. B. die Niederlande bei wortgeographischen Umfragen, die ihren Sitz im Reiche hatten, trefflich Schritt gehalten haben.

Deshalb soll vorläufig offen bleiben, ob wir uns für die Aufnahme und für die Karten in zahlreichen Fällen nicht mit geringerer Dichtigkeit begnügen können, zumal dadurch ein Vielfaches an Zeit und Kraft gespart und an schnellerem Fortgang des Werkes gewonnen würde. Hier kann nur die Arbeit selbst uns lehren. Die erste Hilfe soll uns ein bunt zusammengesetzter Probefragebogen leihen, der schon zugerüstet ist. Seine Aufgabe ist nicht nur, Aufschlüsse zu geben über die nötige und mögliche Dichte des Aufnahmenetzes, sondern er soll Lehren erteilen zur Methodik volkskundlichen Abfragens. Er soll erkennen lassen, wie weit man in volkskundlichen Dingen überhaupt mit dem indirekten System des Fragebogens kommen kann. Es versteht sich von selbst, daß für mancherlei Dinge die direkte Erkundung an Ort und Stelle wird nachhelfen und ergänzen müssen.

Die Aufgaben der Aufnahme und der Verarbeitung setzen eine Organisation voraus. Aber es liegt im Wesen der Sache, daß es sich dabei nicht um eine völlig zentralistische Organisation handeln kann. Der Sprachatlas konnte seine Arbeit von einer Zentrale aus bewältigen. Der Volkskundeatlas würde sich selber am stärksten schädigen, wenn er ebenso verfahren wollte. Darüber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herrscht heute unter den Kundigen nur eine Meinung, daß gerade die Volkskunde nur in landschaftlicher Sonderung recht gedeihen kann, wenn es natürlich auch (und nicht nur in Gestalt des Volkskundeatlas) Aufgaben gibt, die allein in überlandschaftlicher Zusammenfassung zu meistern sind. Der Heimatbegriff im engeren und weiteren Sinn ist eine Lebensquelle für die Volkskunde, auch deshalb, weil dies Forschungsgebiet eine engere geistige und lokale Verbindung des Forschers mit seinem Objekt nötig macht oder zumindest als sehr erwünscht erscheinen läßt. Rein ideell würde also der Volkskundeatlas seinem hohen Ziele, die wissenschaftliche Volkskunde zu verlebendigen und zu vertiefen, schlecht genügen, wenn er die volkskundlichen Bestrebungen in den Landschaften aushöhlte und ihnen das Blut entzöge. Aber auch praktisch vermag er ohne Hilfe der landschaftlich begrenzten Volkskunde gar nicht zu leben. Deshalb wird die Organisation ein doppeltes Gesicht zeigen müssen: eine Zentrale muß mit landschaftlichen Stellen zusammen arbeiten.

Die Zentrale gehört in eine große Stadt. Erfahrungsgemäß brauchen Unternehmungen von solcher Reichweite, wie sie der Volkskundeatlas einmal gewinnen soll, einen entsprechend weiträumigen Boden, der neben den geistigen auch die nötigen sachlichen Bedingungen bietet, was Verbindung mit den Staatsbehörden, mit den zentralen gelehrten Körperschaften, Propaganda u. a. anlangt. Nur eine Großstadt kann dem Unternehmen die Entwicklungsmöglichkeiten und die Strahlungskraft geben, die es braucht. Und da auch auf eine lokale Verbindung mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft Wert zu legen ist, scheint Berlin der geeignetste Platz für die Zentrale. Ihre Aufgabe wird in erster Linie die technische Fundierung des Unternehmens sein. Sie wird die Fragebogen zu entwerfen haben, nicht autokratisch, sondern in ständiger Beratung mit den landschaftlichen Stellen. Sie wird die Praxis der Aufbereitung des Materials entwickeln (das ja nicht bloß in der Zentrale aufgestapelt werden soll, sondern auch den landschaftlichen Stellen für ihre Sonderzwecke zur Verfügung bleiben muß). Sie wird die Technik für die kartographische Verwertung des Materials ausbilden; hier ist vom Sprachatlas mancherlei zu lernen. Ihr wird schließlich auch die Veröffentlichung des Volkskundeatlas zufallen. Daneben ist die vermittelnde Instanz für die lokalen Stellen, die für die Gleichläufigkeit der Arbeit in ihnen Sorge zu tragen hat, soweit sie im Interesse des Gesamtwerkes nötig ist, die auch ein gleichmäßiges und lückenloses Voranschreiten der Aufnahmearbeit im Gesamtgebiete zu betreiben hätte. Alles in allem eine Arbeitsfülle, die eine gehörig organisierte Geschäftsstelle mit einer Mehrzahl wissenschaftlicher Arbeiter zur Notwendigkeit macht.

Denn auch die Schaffung der Lokalstellen wird von der Zentrale zu befördern sein, eine Aufgabe, die sicherlich nicht überall leicht, aber um so dankbarer ist. Im Reichsgebiet nimmt man als Grundlage für das Netz der Lokalstellen zweckmäßig die preußischen Provinzen und die größeren Länder. Diese Aufteilung des Reiches nach politischen Bezirken hat sich bereits bewährt bei den deutschen Mundartenwörterbüchern. So wenig sich Sprachlandschaften an sich mit jenen politischen Bezirken decken, die politische Begrenzung empfiehlt sich doch, weil sie den

Wörterbuchunternehmungen das Interesse und die Fürsorge der Landes- oder Provinzbehörden sichert, ohne die sie nicht gedeihen können. Nicht anders soll es auch bei den Lokalstellen des Volkskundeatlas sein. Auch sie brauchen die Förderung durch die regionalen Behörden. Sie ist vielleicht am besten rege zu machen, indem man die zur Förderung des Atlasunternehmens berufenen Kreise in einem Ausschuß zusammenfaßt, dem neben Vertretern der staatlichen und kirchlichen Behörden, der Selbstverwaltungskörper auch die volkskundlich interessierten wissenschaftlichen Stellen und Vereinigungen der Landschaft anzugehören hätten. Erwünscht ist eine solche breite Fundierung der Lokalstellen vor allem auch aus propagandistischen Gründen. Der Volkskundeatlas ist eine Angelegenheit, die nicht in gelehrten Zirkeln eingeschlossen bleiben darf, sondern die, soweit möglich, ins allgemeine Bewußtsein übergeführt werden muß. Er braucht die öffentliche Resonanz, die innere Teilnahme breiter Schichten. Sein Gelingen wird zu wesentlichen Teilen davon abhängen, wie weit er es versteht, sie zu gewinnen. Nur das freundwillige Mitgehen breiter Helferscharen kann seine nicht einfachen Umfragen zu vollem Erfolge führen.

Im übrigen wird man sich bei der Schaffung dieser landschaftlichen Kuratorien, wie bei dem ganzen Unternehmen, vor schematischen Regelungen zu hüten haben. In diesem Punkte, wie überhaupt bei der Aufziehung der Lokalstellen, will den besonderen Verhältnissen der jeweiligen Landschaft, zumal was die Lage und Organisierung der landes- und volkskundlichen Forschung anlangt, in hohem Maße Rechnung getragen werden. Am einfachsten werden die Lokalstellen sich einrichten lassen, wo, wie im Rheinland, in Ostpreußen, neuerdings auch in Westfalen, provinzielle Institute für Landeskunde und Heimatforschung bestehen. Auch bei den großen landschaftlichen Mundartenwörterbüchern, die heute nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Reichsgrenzen einen sehr beträchtlichen Teil des deutschen Sprachgebietes überspannen, wird im allgemeinen die Angliederung einer Abteilung für den Volkskundeatlas keine Schwierigkeiten machen. Denn die Mundartenwörterbücher werden für ihre eigenen Zwecke aus der lokalen Atlasstelle ja den größten Nutzen ziehen. Wo es an Wörterbüchern fehlt oder aus besonderen Gründen der Anschluß an sie untunlich erscheint, wird in manchen Landschaften die Verbindung mit anderen, der Landeskunde dienenden Institutionen möglich sein. Im Notfall müssen sie als völlig selbständige Gebilde neu geschaffen werden, wie denn auch bei der Angliederung an schon vorhandene wissenschaftliche Arbeitskörper auf das nötige Maß von Selbständigkeit zu halten sein wird. Die Schaffung der Lokalstellen ist natürlich zu guten Teilen eine Personenfrage, namentlich da, wo die äußeren Vorbedingungen und Anlehnungsmöglichkeiten weniger günstig sind. Aber gerade da ist die Aufgabe ihrer Errichtung doppelt lohnend, weil sie in dem jeweiligen Bezirk Kristallisationspunkte für die organisierte wissenschaftliche Arbeit an der heimatlichen Volks- und Landeskunde werden könnten. Vielleicht daß dieser Gesichtspunkt manchenorts die Schwierigkeiten überwinden hilft, die sich der Errichtung einer Lokalstelle entgegenstellen mögen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Hauptaufgabe der Lokalstellen besteht im Zusammentragen des Materials. Sie ist nicht zu erfüllen ohne einen großen, gleichmäßig verteilten Helferkreis. Die großen Mundartenwörterbücher pflegen einen solchen mehr oder weniger festen Stamm von Mitarbeitern zu besitzen, auch das ein Grund, die Lokalstellen an sie anzulehnen. Doch wird bei keinem von ihnen die Zahl der Helfer so groß sein, wie der Volkskundeatlas sie braucht; auch sind die Anforderungen, die Wörterbuch und Atlas stellen, nicht ganz die gleichen. Dem Atlas muß es nicht nur auf Massenhaftigkeit, sondern auch auf eine gewisse innere Gleichmäßigkeit des Materials ankommen. Ein volkskundlicher Fragebogen aber ist nichts so Einfaches, daß jeder Volksangehörige ohne weiteres mit ihm fertig würde. Zahlreiche unzulängliche und nicht auswertbare Antworten wären die Folge, wenn man im guten Glauben an die gute Sache die Formulare bedenkenlos ausstreute. Beides, die Massenhaftigkeit und die Gleichmäßigkeit der Belege, wird man vielmehr am ehesten erzielen, wenn man sich an eine in sich gleichartige und breitgelagerte Schicht von Gewährsmännern wendet, bei denen Standesorganisationen und die Einwirkung vorgesetzter Stellen den Eifer für die Sache fördern können.

Als solche kommen die Lehrer und die Pfarrer in Frage. Beide haben ihre Eignung für volkskundlich geartete Erhebungen großen Stils erwiesen: der deutsche Sprachatlas ist mit Hilfe der deutschen Lehrerschaft, Hermann Fischers Schwäbischer Sprachatlas mit Hilfe der Geistlichkeit zustande gekommen. Die Verbindung der nötigen Sachkunde mit einem gewissen bildungsmäßigen Abstand hat sich in beiden Fällen sehr fruchtbar gezeigt. So scheint es das Gegebene, wenn auch der Volkskundeatlas sich in erster Linie an die Lehrerschaft wendet. Das steigende Interesse dieses Standes für die heimatliche Volkskunde (auch die Mitarbeiterlisten der Wörterbücher reden davon) findet hier ein sehr dankbares Betätigungsfeld. Aber auch die Hilfe des Pfarrers ist von größtem Wert. Oben wurde bereits auf die Bedeutung der religiösen Volkskunde hingewiesen: jener Ausschnitt der Volkskunde, der es mit dem Brauchtum zu tun hat, ist aufs stärkste religiös bestimmt, und für gewisse Fragenkomplexe ist zweifellos der Pfarrer der beste Gewährsmann. Andere Dinge freilich werden gerade ihm weniger zugänglich sein (man denke vor allem an den mannigfachen Aberglauben des Volkes). So wäre das Ratsamste vielleicht, beide Stände zugleich für das Unternehmen zu nutzen, etwa in der Form, daß für gewisse, ihm stofflich nahestehende Fragebogen der Pfarrer um Beantwortung gebeten wird. Aber auch in dieser Beziehung mögen sich von Landschaft zu Landschaft die Dinge verschieden gestalten.

Natürlich wäre es falsch, den Helferkreis grundsätzlich auf diese Berufe zu beschränken. Man wird Hilfe nehmen, wo man geeignete Hilfe findet. In Universitäten mit bodenständiger Hörerschaft haben sich gelegentlich die Studenten als ein sehr ergiebiger Boden für volkskundliche Umfragen erwiesen. Wo schließlich die Fragebogen in technische Dinge greifen, wird es gar nicht anders gehen, als daß man bei Sachkennern anfragt. Aber es wird im allgemeinen besser sein, in entsprechenden Fällen die Sammler an solche Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

währsmänner zu weisen, als diese unmittelbar als geschlossene Berufsgruppe in die Sammelarbeit einzuspannen. Das fände fraglos nicht geringe praktische Schwierigkeiten und wäre nötig erst in dem Falle, daß man Fragebogen rein technischen Inhaltes herausbringen wollte, die etwa dem Gewerke des Müllers, des Schmiedes, des Imkers bis in die Einzelheiten nachgingen. Aber es muß vorläufig offen bleiben, ob der Aufnahmebezirk so weit gedehnt werden kann. Gerade für solche Intimitäten eines Gewerkes ist der Fragebogen nicht das rechte Mittel, ganz abgesehen davon, daß an eine kartenmäßige Auswertung des Stoffes in solchen Fällen schwerlich zu denken wäre.

Wir stehen hier wieder an einer Stelle, wo es gilt, sich die Grenzen des Unternehmens klarzuhalten, die in seiner Natur als der eines Atlaswerkes begründet liegen. Es kann dem Unternehmen nicht dienlich sein, wenn man auch nur im Stadium des Planes und der Vorbereitung seine Grenzen über den ausfüllbaren Rahmen hinaus weitet. Gerade wenn man ihm die denkbar größte Spannweite geben will, kommt es darauf an, den Plan einfach und übersichtlich zu halten; nur so ermöglicht sich seine Durchführung. Jene Auswahl und Abkürzung, die die technischen Mittel des Werkes, der Fragebogen und die Karte, gegenüber der Gesamtmasse volkskundlichen Gutes erzwingen, verlangt ihr Recht auch bei dem Modus des Einsammelns. Es wird selbst bei den Kreisen von Gewährsmännern, an die zunächst gegangen werden soll, nicht lauter einwandfrei ausgefüllte Fragebogen geben. Nur besondere Schulungskurse würden dem abhelfen können, ähnlich den volkskundlichen Kursen, wie sie z. B. das Westfälische Wörterbuch und die ihm angeschlossene Volksliedersammlung seit längerem mit gutem Erfolg abhält, gerade auch mit der Absicht, sich besonders unter der Lehrerschaft der Provinz einen sachkundigen Mitarbeiterstamm heranzuziehen. Wo es möglich ist, sollten die Lokalstellen diesem Beispiel folgen. Es wird freilich wohl immer eine begrenzte Zahl von Helfern bleiben, die auf diese Weise zu erfassen ist; man müßte von ihnen erwarten, daß sie das Erlernte in ihrem Kreise weitergeben. Die Organisation weiterzutreiben als bis zu solchen freien Schulungs- und Werbekursen, wäre kaum zweckmäßig. Die Gefahr muß vermieden werden, einen Apparat in Bewegung zu setzen, der sich doch nur unvollkommen aufziehen lassen würde und vielleicht in keinem Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung stände. Die Überorganisation, die nur Leerlauf schafft, ist hier wie überall vom übel.

Aber bei aller Überlegung und Vorsicht im Aufstellen und Austeilen der Fragebogen läßt sich voraussehen, daß nach zwiefacher Richtung hin Lücken sich einstellen werden. Zunächst wird, rein lokal gesehen, das Ergebnis der Fragebogenaufnahme für manche Stellen nicht genügen, sei es, daß Antworten ausfallen, sei es, daß die Besonderheit der Sache in dem betreffenden Bezirk eine größere Dichtigkeit der Beobachtung nötig macht. Sodann werden die Antworten auch zweifellos gelegentlich Lücken und Mängel der Fragestellung aufdecken, weil das erfragte Objekt in dieser oder jener Gegend Eigenheiten aufweist, die der Fragebogen nicht berücksichtigte, weil er sie nicht kannte, oder die überhaupt durch den Fragebogen nicht zu erfassen sind. Hier setzt eine weitere Aufgabe der Lokalstellen ein. Sie werden durch direkte Er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kundungen an Ort und Stelle die indirekte Aufnahme der Fragebogen, soweit nötig, zu kontrollieren, zu ergänzen und zu vertiefen haben.

Diese Begleitung der Fragebogensammlung durch wissenschaftliche Reisen wird um so ausgedehnter sein müssen, je mehr an eigener wissenschaftlicher Tätigkeit die Lokalstellen an die Aufnahme anschließen; nach dieser Richtung hin werden sich fraglos starke Unterschiede entwickeln. Das ruft die Frage auf, welche Arbeitsteilung zwischen der Zentrale und den Lokalstellen vorzunehmen ist in Dingen der wissenschaftlichen Auswertung des gesammelten Materials. Denn wenn vom Standpunkt des Gesamtunternehmens aus auch die Hauptaufgabe der Lokalstellen im Zutragen des Stoffes besteht, es wäre nicht nur unbillig, sondern auch sehr unzweckmäßig, wenn man ihnen die Möglichkeit vorenthalten wollte, aus ihrer Sammelarbeit auch wissenschaftliche Früchte zu ziehen. Der Gedanke zwar muß schon im Keim zurückgewiesen werden, die Lokalstellen gegenüber der Zentrale so zu verselbständigen, daß auch die Ausarbeitung des Gesamtwerkes in ihre Hände gelegt wird. Das wäre theoretisch allenfalls denkbar in der Form, daß die Gesamtkarte des deutschen Kulturgebietes gemäß den Lokalstellen zerschnitten wird; jede landschaftliche Stelle hätte dann ihren Ausschnitt zu bearbeiten; und das Zusammenlegen der Einzelteile ergäbe den Gesamtatlas. Auf diesem Wege wären vielleicht brauchbare Sonderatlanten zu gewinnen, doch niemals der Gesamtatlas, der die ganze Arbeit erst lohnt und fruchtbar macht. Im übrigen aber weist die Sache selbst auf eine Eigentätigkeit der Lokalstellen hin. In einem Punkte unterscheidet sich ja grundsätzlich die volkskundliche Aufnahme von der sprachlichen, die dem Sprachatlas zugrunde liegt: Fragen nach Sprachformen gestatten immer eine Antwort, Fragen nach volkskundlichen Erscheinungen werden oft nicht allgemein beantwortet werden können, weil das Objekt nicht allgemein verbreitet ist. Die Folge ist, daß die Sprachkarte lückenlose Bilder gibt, während die volkskundliche sehr oft weiße Flecke zeigen, zuweilen nur ausschnittweise bedeckt sein wird. Das darf an sich nicht davon abhalten, auch bei Bräuchen etwa, die nur noch landschaftsweise erhalten sind, Gesamtbilder anzustreben: auch die weißen Flecken sind wissenschaftlich bedeutungsvoll. Anderseits aber ist es begreiflich, wenn eine Landschaft an Dingen, die ausschließlich oder vorzugsweise ihr eigen sind, besonderes Interesse nimmt, und es ist berechtigt, wenn sie in solchem Fall zu Sonderstudien und Sonderpublikationen schreitet. Man könnte daran denken, daß etwa süddeutsche Landschaften bei solchem volkskundlichen Eigenbesitz die Aufnahme zu verdichten wünschen, sei es, daß sie besondere Fragebogen ausgehen lassen oder in direkter Erkundung ihre Landschaft tiefer ausschöpfen. Nicht minder wird die selbständige wissenschaftliche Tätigkeit der landschaftlichen Stellen zur Geltung kommen können, wenn sie sich von der Karte führen lassen zur eingehenden interpretierenden Untersuchung volkskundlicher Einzelerscheinungen oder Komplexe.

Denn das muß immer wieder betont werden: der Volkskundeatlas soll ein großes Forschungsinstrument werden. Was er der Wissenschaft zu geben hat, das werden nicht so sehr fertige Ergebnisse sein als neue Blickrichtungen und neue Fragestellungen, denen in selbständiger Forschung nachgegangen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein will. Wissenschaftlich gesehen, wird der Atlas nur Rohstoff sein, der erst durch ausholende Arbeit zu Erkenntnissen, wie wir vertrauen: großen Erkenntnissen wird geformt werden müssen. Der zu erwartende Lauf der Entwicklung läßt sich vom Sprachatlas einigermaßen abnehmen. Auch da haben wir es ja erlebt, wie die Forschung von den großen Karten zum sprachlichen Teilbezirk, oft kleinen Umfangs, zurücklenkte, um ihm mit neu gerichtetem und geschärftem Blick neue Erkenntnisse abzugewinnen; so wurde der Boden Schritt um Schritt bereitet auf die Synthesen hin, bei denen die Dialektforschung heute angelangt ist. So läßt sich auch beim Volkskundeatlas voraussehen, daß der Weg vom Kartenblatt zum Teil wieder ins Gelände zurückführen wird. Für die bändereichen Publikationen, die sich an das Atlaswerk einmal anschließen werden, jetzt schon Plan und Form festzulegen, wäre verfrüht. Aber es liegt auf der Hand, daß gerade in diesem Bezirk die landschaftlichen Stellen vielfach fruchtbare Arbeit leisten oder anregen und fördern können, eben weil sie dem Objekt näher auf dem Leib sitzen als die über dem Ganzen schwebende Zentrale. Gerade deshalb wird es auch zu einer ernstlichen Konkurrenz zwischen Zentrale und Lokalstellen kaum kommen können, weil der Blick der Zentrale immer aufs Gesamtwerk gerichtet sein wird, der der landschaftlichen Stellen auf engere Bezirke.

Überhaupt soll deutlich ausgesprochen werden, daß es für die Zentrale ein Monopol nur insofern geben darf, als alles Material durch ihre Hände geht und sie den Gesamtatlas herzustellen hat. Die forschende Auswertung des Materials muß frei bleiben, und zwar nicht nur in Rücksicht auf die landschaftlichen Stellen, sondern auch auf andere interessierte Kreise. So wäre z. B. denkbar, daß die Kirche, und zwar in ihren beiden Konfessionen, Interesse nähme an den Materialien, die ins Gebiet der religiösen Volkskunde fallen, ein Interesse, das nicht so sehr von rein volkskundlichen als von kirchlichen Gesichtspunkten aus gespeist ist. Natürlich steht nichts im Wege, daß sie in solchen Fällen das Material auch für ihre Zwecke bearbeitet. Gerade auch nach dieser Richtung hin muß die Anlage des Ganzen labil bleiben. Im übrigen ist es zwecklos, für die wissenschaftliche Ausmünzung Normen zu setzen und Aufteilungen vornehmen zu wollen. Erfahrungsgemäß läßt sich nur die Aufbereitung wissenschaftlichen Materials durch Organisationen bewältigen; das Herausholen wissenschaftlicher Erkenntnisse bleibt gebunden an die wissenschaftliche Persönlichkeit.

Aber wenn es auch nicht angeht, im voraus Schemata abzugrenzen für die produktive Arbeit, die der Volkskundeatlas zeugen soll, es ist wohl möglich, die Richtung anzudeuten, die diese Arbeit nehmen wird. Es mag an sich geraten scheinen, einen wissenschaftlichen Plan von solchem Umfang, wie ihn der Volkskundeatlas aufweist, zunächst in seinen in ihm selbst liegenden Grenzen Wurzel fassen zu lassen und ihn nicht dadurch zu belasten, daß man seine Aspekte ins Uferlose dehnt. Und doch fordert bei diesem Plan die Sache selbst den Blick über die nächst gegebenen Grenzen hinaus. Wir wissen, daß der Volkskunde mit dem Atlas ein Mittel zugerüstet wird, das sie für jedes tiefere, entwicklungsgeschichtliche Verständnis ihrer Inhalte gar nicht zu entbehren vermag. Seine Bedeutung kann nicht überschätzt werden. Er soll der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Volkskunde, die heute noch auf weite Strecken hin das Gesicht einer nach Methoden suchenden, erst werdenden, unfertigen Disziplin zeigt, die volle wissenschaftliche Fundamentierung geben. Er wird ein großer Markstein für die streng wissenschaftliche Volkskunde sein. Trotzdem sprechen wir es aus, daß die Volkskundeforschung, auch im Besitz des neuen methodischen Hilfsmittels, niemals in sich selbst die vollen Deutemittel ihrer Erscheinungen finden wird, sondern daß nur aus einer weitblickenden Synopse die letzten, einigermaßen endgültigen Ergebnisse zu erwarten sind. Die Mundartenkunde hat auf deutschem Boden zuerst gelernt, daß sie, um ihrer Probleme Herr zu werden, ihre eigenen Grenzen verlassen und den Vergleich mit anderen kommensurablen Wissensgebieten suchen muß: die Verbindung von Sprachgeographie und historisch-politischer Geographie ist der große neue Gesichtspunkt, der der modernen Mundartenforschung Antrieb und Aufschwung gegeben hat. Die Volkskunde ist ihr für gewisse Sondererscheinungen, wie Hausbau und Tracht, vorläufig mehr probeweise auf dem Wege geographischer Vergleichung gefolgt. Vor kurzem haben die Rheinlande uns den bislang umfassendsten Versuch beschert, die natürliche und politische Geographie einer Landschaft mit ihrer mundartlichen und volkskundlichen zusammen zu sehen, um auf diese Weise zu einer Kulturmorphologie der Landschaft vorzustoßen. Der Versuch hat gelehrt, wie wertvolle Frucht dies synoptische Vorgehen verspricht. Gerade die aus solcher Zusammenschau zu erhoffenden Ergebnisse sind es, die den Plan des Volkskundeatlas innerlichst befeuern.

Damit wird aber deutlich, daß für die weiteste Perspektive auch der Volkskundeatlas noch ein Teilfaktor ist; andere Deutemittel müssen mit ihm zusammengehalten werden, um zu einer zuverlässigen, historischen Erkenntnis der Inhalte und Erscheinungsformen unseres Volkslebens zu gelangen, in letzter Sicht zum geschichtlichen Verständnis unseres Volkstums. Nächst verwandt ist der Volkskunde die Volkssprache, die Mundart. Und hier liegt in Gestalt des Sprachatlas des Deutschen Reiches ein großes Parallelwerk schon zum Vergleich bereit. Freilich bietet er nur eine geographische Darstellung der Laute und der Formen. Wir wissen heute, vor allem dank der romanischen Forschung, die uns hier einen sichtlichen Vorsprung abgewonnen hat, daß die Geographie der Worte nicht minder wichtig, kulturgeschichtlich eher noch bedeutungsvoller ist. So stellt denn ein großer deutscher Wortatlas, in seinen Maßen dem Sprachatlas vergleichbar, heute die dringendste Forderung der deutschen Sprachwissenschaft dar. Es ist zugleich eine Forderung, die auch von seiten des Volkskundeatlas mit allem Nachdruck gestellt werden muß. Wie eng Sache und Wort volkskundlich zusammengehören, versteht sich ohne weitere Begründung. Es wird auf weite Strecken hin praktisch kaum möglich sein, die Sache zu erkunden, ohne zugleich nach dem Wort zu fragen; und der 'Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz', den Jaberg und Jud vorbereiten, weiß, was er tut, wenn er Wort und Ding gemeinsam aufnimmt. Es wäre ein nicht zu rechtfertigendes Versäumnis, wenn man beim Entwerfen des Grundrisses für den Volkskundeatlas nicht gleichzeitig den deutschen Wortatlas ins Auge fassen wollte, der dem Volkskundeatlas seinem Wesen nach weithin verschwistert ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber hier ist nicht der Ort dazu, im einzelnen davon zu handeln, wie in Arbeitsgemeinschaft mit dem Volkskundeatlas der Wortatlas aufzubauen wäre. Es sollte nur am nächstliegenden Beispiele gezeigt werden, daß der Volkskundeatlas nicht nur die Möglichkeit, sondern beinahe den Zwang birgt, sich konzentrisch zu erweitern. Das Prinzip, die Dinge im Raum zu sehen, das sich im Volkskundeatlas durchsetzt, hat die notwendige Folge, daß man sie im Raum nicht isolieren darf. Sondern alles, was an Vergleichbarem und Einflußübendem den Raum füllt, will hinzugesehen werden, und zwar in der gleichen geographischen Sicht hinzugesehen werden, weil sie allein die nötige Kommensurabilität gewährleistet. Damit enthüllt sich der große wissenschaftliche Hintergrund des Volkskundeatlasplanes. Es liegt in seiner Idee, daß mit seinen Karten die geologischen und klimatischen, die Karten der politischen, der Verkehrs- und Wirtschaftsgeorgraphie, die Karten der Lautformen und des Wortschatzes verglichen werden. Und zwar hat sich mit der räumlichen Sicht in die Breite der Gegenwart dieselbe Sicht in die Tiefe der Vergangenheit zu verbinden. Es wird zwar nicht mehr möglich sein, synchronistische Sach-, Laut-, Wortatlanten usf. für vergangene Jahrhunderte zu schaffen, wie uns historisch-politische Atlanten erreichbar sind; wohl aber ist es möglich, auch unsere fragmentarische Kenntnis älterer Zeiten mit dem räumlichen Blick zu umspannen, um so, wenn auch nicht den vollständigen historischen Untergrund, doch Vergleichspunkte für die Verhältnisse der Gegenwart zu gewinnen. Das ist der Weg, der sich unserer heutigen Erfahrung als der fruchtbarste darstellt, wenn man zu einer 'Kulturmorphologie' des deutschen Volksgebietes gelangen will, zu einer 'Biologie' unseres Volkstums, die uns ebenso zum Verständnis gegenwärtiger wie historischer Erscheinungen helfen und eins vom andern her belichten soll. Diese 'Methode der wechselseitigen Erhellung' ist es, für die in dem Volkskundeatlas ein fundamentales Werk heranwachsen soll.

Wie weit aber einmal der Kreis der Disziplinen reichen wird, die in diese große Sypnose einzubeziehen sind, das läßt sich vorläufig kaum absehen. Daß z. B. die Kunstgeschichte (die es übrigens seit langem gewöhnt ist, auch geographisch zu denken) mit in diesen Bezirk gehört, versteht sich nahezu von selbst; wie wollte man mit der Volkskunst fertig werden, ohne die Schöpfungen höher geschichteter Kunst, geographisch aufbereitet, vergleichen zu können? Aber auch Wissenschaften wie die heute erstarkende Ortsnamenforschung, die Archäologie, die Stammes-, die Rassenkunde, werden einmal ihre Befunde mit denen der Wissenschaften jüngerer Lagerung vergleichen können. Und wenn man die äußerste Perspektive aufzeigen darf, letztlich greift die Aufgabe, die sich hier stellt, über die Grenzen des eigenen Volkstums hinaus und führt auf den Boden einer international vergleichenden Kulturforschung.

Der Volkskundeatlas ist seinem Wesen nach ein wissenschaftliches Unternehmen; und seine wissenschaftlichen Grundlagen und Ziele aufzuzeigen, darauf kam es wesentlich an bei dem Aufriß des Planes, der hier geboten wurde. Der Volkskundeatlas hat aber noch eine andere Seite, auf die wenigstens hingedeutet werden soll. Man könnte sie als eine national-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pädagogische bezeichnen. Das Verlangen nach einem bewußten inneren Verhältnis zum Volkstum war noch nie so verbreitet wie heute, seit überhaupt Volk und Volkstum Gegenstände der Reflexion geworden sind. Eine Selbstbesinnung macht sich geltend, die in ihrem Streben nach Reinigung und Erneuerung aus den Kräften des eigenen Volkstums heraus gewiß warm zu begrüßen ist. Der überraschende Aufschwung, den die Volkskunde in den letzten Jahren erlebt hat, der sie zu einem Gegenstand reger Teilnahme in weiten Kreisen zumal auch der Lehrerschaft gemacht hat, das Interesse für Volkskunst und, damit gleichlaufend, die neue Bewertung von künstlerischem Besitz und künstlerischen Ausdrucksformen der deutschen Vergangenheit, das Interesse für Rassenfragen, die mächtig anschwellende Heimatsbewegung, auch gewisse Erscheinungsformen der Jugendbewegung, alles das bewegt sich letzten Endes auf der gleichen Linie. Aber gerade wo diese neue Liebe sich wissenschaftlich auszuwirken und zu begründen sucht, liegt noch viel im argen. Der volkskundliche Liebhaber sucht nach Bestätigung; eine Halbwissenschaft tut sich auf und findet breiten Widerhall, die mehr trübt als klärt, und die man auch um ihrer guten Meinung willen nicht ohne weiteres gewähren lassen darf. Gerade der starke Affektgehalt, der hinter diesen Bestrebungen steht, und der auf eine Art ihre Stärke ausmacht, birgt auch Gefahr. Beobachten wir doch bis in die Wissenschaft hinein, wie affektbestimmte Voreingenommenheiten meist ethnischer, stammesmäßiger, rassischer Art zu vorschnellen, unausgereiften Aufstellungen führen, die dann, als wissenschaftliche Ergebnisse ausgegeben, in weiteren Kreisen gläubige Annahme finden und falsche Meinungen zeugen, und zwar Meinungen, die vom nationalpädagogischen Standpunkt aus nicht ungefährlich sind. Denn sie können spalten, statt zu verbinden, neue Sonderungs- und Überlegenheitsgefühle, neue empfindungsmäßige Scheidewände schaffen, die auf völlig haltlosen Voraussetzungen beruhen. Der Volkskundeatlas weist dem volkskundlich interessierten, aber nicht durchgebildeten Liebhaber (auch von dieser Seite aus wird man gerade auf die Lehrerschaft geführt) ein Anbaufeld zu, auf dem er ganz konkrete, unspekulative, dabei höchst dankbare wissenschaftliche Arbeit leisten kann. Das ist seine pädagogische Augenblickswirkung.

Dahinter aber erhebt sich eine sehr viel größere für die Zukunft. Wenn der Volkskundeatlas auch in erster Linie bestimmt ist, wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern, es ist eine Wissenschaft, die mehr als andere dazu berufen ist, in das allgemeine Bewußtsein einzugehen und dort formend und erziehend zu wirken. Der Begriff Volkstum ist heute beinahe ein Schlagwort, so viel gebraucht und so wenig begriffen und darum oft so falsch ausgemünzt, auf der anderen Seite aber ein Begriff, der danach verlangt, daß seine sehr komplexen Inhalte auch für breitere Schichten sich klären und feste Umrisse gewinnen. Wir vertrauen, daß ein solches vertieftes Sich-seiner-selbst-Bewußtwerden für unser ganzes Volk wie für seine einzelnen Teile praktische Frucht tragen müßte, bis in sein öffentliches Leben und seine großen Entscheidungen hinein. Der Volkskundeatlas ist mit der wissenschaftlichen Arbeit, die sich aus ihm entwickeln wird, ein starker Helfer auf diesem Wege. Darin liegt die große ideelle Aufgabe des Werkes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine neue niederrheinisch-westfälische Liederhandschrift aus dem 16. Jahrhundert

Vortrag, gehalten auf der Pfingstversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Soest am 7. Juni 1927

Das Verdienst an dem neuen Funde, mit dem ich die Freunde niederdeutscher Sprache und Dichtung bekannt machen kann, gebührt nicht einem einzelnen. Der Hauptanteil daran fällt dem Stadtarchivar von Münster i. W., Dr. Eduard Schulte zu. Er legte mir vor ein paar Monaten Abschriften einiger Lieder aus einer Handschrift vor, die freilich, wie ich nachträglich erfuhr, schon archivalisch aufgenommen ist. Sie liegt im Archiv des Grafen Droste-Vischering zu Darfeld (Kreis Coesfeld), und so mag sie fortab die Darfelder Liederhandschrift heißen. Prof. Schmitz-Kallenberg war bei seiner Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive in Westfalen bereits auf die Handschrift gestoßen; aber er hatte sie mit den Augen des Historikers angesehen und nur auf ein historisches Lied hingewiesen, das am Eingang steht [1]). Charakter und Bedeutung der Handschrift war aus dieser Notiz nicht zu erkennen.

Wir haben an Liederhandschriften aus dem niederrheinisch-westfälischen Gebiet ja keinen Mangel: das liederreiche 16. Jahrhundert zeigt sich uns in diesen Gegenden doppelt liederreich. Die Handschriften sind zu einem guten Teil geistlichen Inhalts, wie das Werdener Liederbuch, das Liederbuch der Anna von Köln und das der Katharina Tirs aus dem Nieſinkkloster in Münster[2]). Dazu kommen in größerer Zahl Handschriften mit vorwiegend weltlichen Liedern: das Liederbuch der Herzogin Amelia von Cleve, die Benckhäuser Liederhandschrift und die Berliner Liederhandschriften von 1568, 1574 und 1575, um nur die bekanntesten zu nennen[3]).

Was diesen Reichtum von Liederhandschriften am Niederrhein geschaffen hat, ist letztlich eine Mode adliger Kreise, die Mode nämlich, handschriftliche Liederbücher zusammenzustellen, die sich kreuzt mit der Sitte des Stammbuches. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Formen von geschriebenen Liedersammlungen zu behandeln, die solche Kreuzung ergab. Es genügt die Feststellung, daß die Benckhäuser Handschrift[4]) den Charakter des Lieder-

1) Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Coesfeld, hsg. von der Histor. Kommission der Provinz Westfalen, bearb. von Dr. L. Schmitz-Kallenberg, Münster 1904, S. 119.
2) vgl. Edw. Schröder, Jahrb. f. nd. Sprachf. 15, S. 3 f.
3) Genaueres bei P. Alpers, Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied, Göttingen 1911, S. 5 ff.; A. Kopp, Über ältere deutsche Liedersammlungen, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 121, S. 258 ff.
4) vgl. P. Alpers, Die Benckhäuser Liederhandschrift von 1573, Nd. Zeitschr. f. Volkskunde 1, S. 108 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stammbuches am reinsten zum Ausdruck bringt. Sie ist es, der die Darfelder Handschrift nach Art und Anlage am nächsten verwandt ist, und die sich als erste zum Vergleich darbietet. Er fällt sehr zugunsten des neuen Fundes aus. Die Benckhäuser Handschrift ist zwischen 1573 und 1588 geschrieben, die Darfelder ist um eine Generation älter und gehört damit zu den ältesten Handschriften ihres Kreises. Die Benckhäuser Handschrift enthält nur 44 Stücke, die Darfelder dagegen mehr als 100, und auch innerlich ist sie, wenngleich ganz wesentlich aufs Minnigliche gestellt, sehr viel reicher als ihr Gegenstück, das fast zu einem Drittel rein geistliche Lieder bietet.

Als Besitzerin bezeichnet sich auf dem Titelblatt Kathryna von Bronchorst und Batenborch Dochter zu Honnepel, also eine Dame aus altem niederländischen Adel, und die Handschrift schreitet in dem vollen Pomp dieses Adels einher. Sie wird eingeleitet durch eine Folge von 14 Wappen, je zwei auf einer Seite, niederrheinischen, niederländischen und westfälischen Geschlechtern zugehörig, auch ein paar französischen Namens sind darunter; und in der zweiten Hälfte der Handschrift erscheint noch einmal eine Folge von 24 Wappen. Dem Anschein nach handelt es sich dabei um heraldische Ahnentafeln der Besitzerin.

Die Bronkhorsts stammten aus der Gegend von Zütphen in Gelderland. Die Linie Batenborg, die sich im 14. Jahrhundert abzweigte, griff in ihrem Besitz weiter nach Süden. Ihre Glieder erscheinen seit Ende des 14. Jahrhunderts als Herren zu Batenborg und Anholt: Batenborg an der Maas, noch im Geldrischen, und Anholt schon auf heute westfälischem Boden gelegen. Der Zweig, der auf Honnepel saß, führt uns in den nördlichen Zipfel der Rheinprovinz: im Kreise Rees liegt heute noch ein Ort namens Empel. Das Glück will, daß sich die Besitzerin des Stammbuches genealogisch genau ausmachen läßt. Wenn nicht alles täuscht, war diese Katharina die Tochter des Diedrich, Herrn zu Honnepel, und der Elisabeth von Limburg-Stirum. Sie war verheiratet mit dem angeblich 1576 gestorbenen Balthasar von Brederode: er hat sich auf das erste Blatt hinter den Wappentafeln eingetragen, aber nicht mit einem minniglichen, sondern mit einem historischen Liede[1]). Leider fehlen mir genauere Daten über Katharina und ihren Mann, die erkennen ließen, in welchem Alter und an welchem Ort sie ihr Stammbuch füllte. Es scheint aber, als wenn es angelegt wurde zu einer Zeit, als Katharina noch jung und unverheiratet war. Schwerlich würde sonst auf

1) Das Lied ist einfach B. v. Brederode unterzeichnet; aber die Identität seines Einzeichners mit Balthasar von Brederode hat sich sicherstellen lassen. Es sind nämlich umfängliche Privatkorrespondenzen der Herren resp. Grafen von Bronkhorst, Batenborg und Anholt aus dem 15. bis 17. Jahrh. im Fürstl. Salm-Salmschen Archiv zu Anholt i. W. erhalten (vgl. Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Ahaus, bearbeitet von Dr. L. Schmitz, Münster 1899, S. 5). Im Bündel Serie I Nr. 16 des genannten Archives findet sich ein Brief Balthasars von Brederode an seine Gemahlin Katharina von Bronkhorst vom 14. April 1569: ein Schriftvergleich läßt über die Identität des Schreibers dieses Briefes mit dem Einzeichner des Liedes keinen Zweifel, wenn auch der Ductus des Briefes ausgeschriebener ist als die kalligraphischen Züge der Handschrift. Das Bündel enthält eine größere Zahl von Briefen an Katharina von Bronkhorst aus den Jahren 1573—79; doch kehrt sonst keiner der Schreiber in dem Stammbuch wieder. Immerhin bestätigt die Korrespondenz, daß man sich Katharina zur Zeit der Anlage des Stammbuches als eine jüngere Dame denken darf. Sie wird übrigens in Briefen aus d. J. 1574 als Witwe (veufe) bezeichnet; die Angabe Bockenbergs (s. nächste Anm.), daß Balth. v. Brederode 1576 gestorben sei, muß also irrig sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Titelblatt der Name Brederode fehlen; denn die Brederodes galten als das edelste Geschlecht Hollands[1]).

Es ist eine Sache von eigenem Reiz, die toten Namen der Geschlechtsregister in dem **Stammbuch lebendig werden zu sehen.** Katharinas ganze Verwandtschaft hat sich nämlich eingetragen, wenn auch eine zuverlässige Identifizierung der Einzeichnenden z. T. ihre Schwierigkeiten hat, weil sich bei den Bronkhorsts immer dieselben Vornamen wiederholen. Namen aus dem Kreise ihrer Geschwister, ihrer Vettern tauchen auf, nicht minder aus ihrer Schwägerschaft. Es hatte eine überkreuzheirat zwischen den Bronkhorsts und den Brederodes stattgefunden: ein Bruder Katharinas, Jodokus, hatte eine Brederode, Johanna, eine Nichte ihres Mannes, geheiratet. So versteht es sich, wenn neben dem Namen der Bronkhorsts am häufigsten der der Brederodes erscheint. Mancher von den Einzeichnern tritt handgreiflichst vor uns hin: so hat sich ein Diedrich von Bronkhorst, vielleicht der Bruder der Besitzerin, verewigt, indem er den Umriß seiner linken Hand zu Papier brachte.

Aber der Kreis der Eintragenden greift weit über Katharinas engere Verwandtschaft hinaus. An drei Dutzend verschiedene Namen treten auf, nicht wenige mit mehreren Eintragungen. Vor allem zeigt sich der niederrheinische Adel vertreten, Geschlechter aus dem Jülichschen, Cleveschen, Bergischen, die Brakel, Holtorp, Schoeler, Merode, Smulting u. a.; aber auch das westliche Westfalen macht sich stark geltend, die Hasenkamp, Aldenbokum, Westrem, Raesfeld. Die genaue Feststellung der Eintragenden ist wieder dadurch erschwert, daß derselbe Geschlechtername des öfteren in verschiedenen in Frage kommenden Gegenden auftritt. Nichtsdestoweniger ist man mehr als einmal in der Lage, entfernte Vetternschaft oder andere Beziehungen zu den Bronkhorsts oder Brederodes festzustellen. So erscheint z. B. mehrfach ein Graf Joest von Schaumburg und Holstein, bekannt aus der Geschichte des berühmtesten Brederode, jenes Heinrich von Brederode, der in den Geusenkämpfen eine abenteuerliche Rolle spielte und schließlich auf den Besitzungen des Schaumburgers Zuflucht fand[2]).

Zu der örtlichen Festlegung kommt die zeitliche hinzu. Der Deckel der Handschrift zeigt in der Lederpressung mehrfach die Jahreszahl 1540. 48 Eintragungen sind datiert, das sind weit mehr als die Hälfte, wenn man bedenkt, daß vereinzelt ganze Komplexe von Liedern von einer Hand eingetragen und mit einem Datum gezeichnet sind. Das früheste Eintragungsdatum ist 1546 (die Handschrift ist also offenbar erst längere Zeit nach ihrer Herstellung in Gebrauch genommen worden), das späteste 1565, wenn man absieht von einer flüchtigen Bleistifteintragung vom Jahre 1582. Die weitaus meisten Daten, gegen 40, fallen in das erste Jahrzehnt der Benutzung, die Jahre von 1546 bis 1556.

---

1) Die genealogischen Angaben beruhen in der Hauptsache auf dem Stammbaum der Familie Bronkhorst, der sich findet bei A. Fahne, Die Herren und Freiherren von Hövel, Bd. 1, Köln 1860, Tafel II; dazu kommt die Historia et genealogia Brederodiorum, illustrissimae gentis Hollandiae von P. Cornelissonius Bockenbergius, Leiden 1587. Für weitere Angaben habe ich dem Fürstl. Salm-Salmschen Archivar zu Anholt i. W., Dr. Zelzner, zu danken, der mich für Katharina auf Johann Hübners geneal. Tabellen, 2. Teil, Leipzig 1727 (Tab. 444) hinwies.

2) vgl. Biogr. Woordenboek der Nederlanden 2 3, S. 1255.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber geschichtlich wichtiger als diese genaue zeitliche Festlegung des Inhaltes der Handschrift ist doch der feste geographisch-genealogische Rahmen, in den sie sich stellen läßt. Gerade hier am Niederrhein hat uns ja Frings die Augen dafür geöffnet, was kultur- und sprachgeschichtlich die Dynastengeschichte der Gegend bedeutet. Und wenn man sich die letzte große Veröffentlichung aus dem Bonner Kreise ansieht, das Buch über die Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden[1]), so stößt man innerhalb der geschichtlichen Darstellung Aubins auf einen Abschnitt, der im Zusammenhang mit der Territorialgeographie von genealogischen Lebensräumen rheinischer Dynastien handelt und sie kartographisch zur Anschauung bringt. Zweifellos ist es sehr wichtig für die Erkenntnis von Kulturströmungen und -zusammenhängen, sich solche konkrete Anschauung zu vermitteln. Hier in unserem Stammbuch aber hat man einen genealogischen Lebensraum vor sich, zwar enger begrenzt, aber von einer ganz anderen Plastik, als die Aubinschen Karten sie bieten können. Auch darin ist unser Bild ihnen überlegen, daß es in einem breiten zeitlichen Querschnitt eine Anschauung gibt nicht bloß von den ehelichen Verbindungen, sondern auch von den vetterlichen und freundschaftlichen Beziehungen eines bedeutenden Geschlechts und dem geographischen Raum, den sie überspannen; und er reicht vom inneren Holland bis ins Westfälische.

Dem entspricht der sprachliche Zustand, in dem sich die Handschrift uns darstellt. Alpers spricht einmal[2]) von dem Monströsen der Sprache in diesen niederrheinisch-westfälischen Handschriften, mit ihrer rohen Mischung hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Elemente. Auch die Darfelder Handschrift bietet kein anderes Bild. Sie enthält (neben vereinzelten niederländischen) rein hochdeutsche und rein niederdeutsche Stücke; die größere Zahl der Texte dagegen zeigt Mischcharakter. Wenn man die 'monströse' Mischsprache nun aber betrachtet im Lichte jenes Ringens zweier Kulturkomplexe, wie es sich dort am Niederrhein, im Cleverland und seinen Nachbargebieten, einmal abgespielt hat, dann gewinnen gerade diese Texte das größte Interesse. Auch hier verdanken wir Frings die zusammenfassende kulturgeschichtliche Würdigung sprachlicher Erscheinungen, wie man sie vordem nur als Einzeldinge konstatiert hatte; für die historische Unterbauung dieser wertvollen dialektologischen Erkenntnisse steckt in der Darfelder Handschrift (wie auch in ihren Verwandten) ein Material, das die rheinische Mundartenforschung noch nutzen muß. Eine zutreffende Interpretation dieser Mischsprache ist gewiß nicht ganz leicht; aber ebenso gewiß ist, daß vieles, was zunächst als monströse Wirrnis erscheint, sich von dem Kundigen als durchaus sinnvoll erfassen läßt.

Die größte Schwierigkeit liegt wohl darin zu entscheiden, was wirklich gesprochene Form war und was bloß geschriebene, orthographisch irgendwoher entlehnte. Hier gilt es auf der Hut sein. Denn wo mehrere Texte der Handschrift von derselben Hand geschrieben sind, treten sprachliche Differenzen auf, die nur von sprachlich verschiedenen Quellen aus verstanden

1) von Herm. Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Bonn 1926.
2) Nd. Zeitschr. f. Volksk. 5, S. 17.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werden können. Das gilt vor allem für die Hand, die, anscheinend als Grundstock der ganzen Sammlung, 19 Lieder hintereinander eintrug (Bl. 29a bis 37a). Aber auch, wenn man diesen Störungsfaktor abzieht, bleiben Sprach- und Formmischungen, die ihre eigene Erklärung heischen: auch die gesprochene Sprache jener Gegenden hat offenbar einen Mischcharakter gehabt, derart, daß bodenständige niederdeutsche Formen im Kampfe lagen besonders mit von Süden her andrängenden hochdeutschen. Am meisten gibt für diese Dinge jener oben zitierte Hauptschreiber der Handschrift her. Studiert man seine Texte etwa unter dem Gesichtspunkt der Lautverschiebung, so wird hinter dem wilden Durcheinander doch eine Art von Regelhaftigkeit sichtbar, insofern gewisse Fälle zahlenmäßig ein ganz starkes übergewicht aufweisen; es sind vor allem die Pronomina ich, mich, sich, dazu die Ableitungssilbe -lich, bekanntlich alles Fälle, bei denen auch heute die ch-Form sich mehr oder weniger weit über die Benrather Linie erhebt. Der Schreiber hat daneben aber, und zwar recht häufig, auch ick, seltener -lick, und solcher Doppelungen gibt es mehr: sie sind das lebendige Abbild eines sprachlichen Hin und Hers, für dessen Deutung zweifellos auch die Frage der gesellschaftlichen Schichtung der Sprachträger von Belang ist. Auf Grund der urkundlichen überlieferung hat Frings festgestellt, daß ich der Vorposten jener Bewegung ist, die am unteren Rhein südliche Sprache nach Norden treibt; die Amtssprache hat es im 14. und 15. Jahrhundert sogar weit über seine heutige Peripherie hinausgetragen[1]). Eine ganze Reihe von Stücken der Darfelder Handschrift bestätigt seinen Befund, aber aus einer anderen überlieferungssphäre: dort Amtssprache, hier Gesellschaftssprache. Damit bietet sich in der Darfelder Handschrift und ihren Genossen eine Quellenschicht dar, die die Urkunden nicht nur ergänzt, sondern vielleicht an Wert übertrifft. Wir lernen uns ja allmählich befreien von der Vorstellung, als wenn Urkunden die treuesten Zeugen landschaftlicher Sprache wären: Urkunden sind meist von berufsmäßigen Schreibern geschrieben, und wo berufsmäßige Schreiber sind, ist immer auch Schreibtradition. In unserem Stammbuch haben wir weithin eine viel rohere, aber auch unbefangenere Form der Aufzeichnung; darin liegt sein Wert für die Sprachgeschichte. Freilich sei nicht verschwiegen, daß auch in diesem Punkte Sonderungen nötig sind. Manche Eintragungen stammen deutlich von geübten Federn; der Unterschied der Züge zeigt vereinzelt handgreiflich, wie die des Schreibens ungewohnte adelige Hand nur die Unterschrift vollzogen hat.

Die Mischsprache läßt sich in einzelnen Zügen noch von einer anderen Seite her beleuchten und deuten. Es ist bekannt, daß die Volks- und Gesellschaftslieder, die wir im 16. Jahrhundert auf niederdeutschem Boden vorfinden, aufs allerstärkste vom hochdeutschen Liede abhängig sind[2]). Damit böte sich die Möglichkeit, daß die Niederdeutschen sich bei gewissen zum geläufigen Liedinhalt gehörenden Begriffen an die hochdeutsche Lautgestalt gewöhnt und ihr den Vorzug gegeben hätten. Das läßt sich tatsächlich in der Darfelder Handschrift im einen oder anderen Falle feststellen. So erscheint

1) Frings, Rhein. Sprachgesch. S. 257 (in: Gesch. des Rheinlandes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Essen 1922, Bd. 2).
2) vgl. Alpers, Untersuchungen über das alte nd. Volksl. S. 55 f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Substantivum kleffer gelegentlich in einem Texte, der nach seinem sonstigen Sprachstand nur die unverschobene Form dulden sollte. Deutlicher noch sind die Dinge bei hertz: verschiedene Lieder, die im Ganzen noch bei dem unverschobenen Stande verharren, zeigen neben den Pronominalformen mit Vorliebe gerade dies Wort verschoben. Sogar ein niederländischer Text, der außer einem vereinzelten sich keine hochdeutschen Spuren aufweist, zeigt doch einmal die Form hartze (neben harte). Man denkt sofort daran, daß wie bei mich und -lich ja auch bei herz die Verschiebungsverhältnisse heute abnorm sind. Die herz-Karte ist vom Standpunkt der Lautverschiebung aus wohl das merkwürdigste Blatt des Sprachatlas. Fragt man die Marburger nach den Gründen, die bei diesem Wort die hochdeutsche Form so tief in niederdeutsches Gebiet vorgetrieben haben, so heißt die Antwort: Kulturwort! Aber die Frage, was denn diesem Kulturwort den Weg ins Niederdeutsche geebnet hat, bleibt offen. Vor der Darfelder Liederhandschrift drängt sich die Vermutung auf, daß eben das hochdeutsche Lied der hochdeutschen Form die Bahn gebrochen hat. Denn im Volks- und Gesellschaftsliede ist herz ja das dritte Wort, und das erdrückende Übergewicht des Hochdeutschen, gerade auch im eigentlichen Volksliede, hat auf niederdeutschem Boden angehalten bis auf den heutigen Tag. Wobei noch in Rechnung zu setzen ist, daß für ältere Zeiten das gesungene Lied ja eine unendlich größere Bedeutung und Ausbreitung hatte als bei uns.

In verstärktem Maße gewährt der Inhalt der Handschrift das Bild einer Mischung verschiedener Kulturkomplexe. Was einem äußerlich zunächst ins Auge fällt, ist der nicht ganz geringfügige französische Einschlag. Die Handschrift enthält ein mehrstrophiges französisches Lied und etwa 15 französische Eintragungen geringeren Umfangs, meist Sentenzen und Wahlsprüche, wie sie dem Stammbuch anstehen. Gleich auf dem Titelblatt steht unter dem Namen der Besitzerin Je vie an esperance. Die Wahl des Französischen wird begreiflich, wenn man weiß, daß in der Familie der Katharina von Bronkhorst französisches Blut war. Eine ihrer Schwägerinnen schrieb sogar ihren Namen französisch: Jenne de Brederode. Aber auch gute niederrheinische Adlige (Holtorp, Schoeler) haben sich mit französischen Sprüchen eingetragen: da kündigt sich die französische Welle an, die wir im ganzen erst ein gut Teil später Gewalt gewinnen sehen. Überhaupt gibt sich die Handschrift in diesen kurzen Sprüchen z. T. recht gebildet. Auch ein paar lateinische Sentenzen begegnen. Zwei Eintragungen sind in einer Geheimschrift mit eigentümlichen, halb runisch und halb hebräisch anmutenden Zeichen gegeben. Demgegenüber ist aber zu betonen, daß der deutsche Inhalt der Handschrift keineswegs besonders modern, gewählt höfisch erscheint; und wenn man das Stammbuch mit einer ausgesprochen bürgerlichen Sammlung vergleicht, wie dem sog. Ambraser Liederbuch von 1582, so wird wohl ein Unterschied der Höhenlage fühlbar, aber besonders groß ist er nicht.

Auf den Stoff gesehen, ist der Inhalt der Handschrift recht bunt. Sie enthält ein paar historische Lieder, von denen wenigstens eins eine wichtige Bereicherung unserer Überlieferung bietet. Es ist das Lied von Kaiser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maximilian und seiner mißglückten Werbung um Anna von Bretagne[1]), das bislang nur aus dem Antwerpener Liederbuch von 1544 und zwei späten deutschen Drucken aus dem Ende des 16. Jahrhunderts bekannt ist. Hier bietet die Darfelder Handschrift also die älteste deutsche Fassung. Des weiteren hat sie zwei Landsknechtslieder, und wenigstens das eine von ihnen stellt ein schlechtes, rechtes, stark zersungenes Soldatenlied dar. Auch das eine oder andere geistliche oder moralisierende Stück findet man, dazu eine poetische übersetzung vom ersten Kapitel des Hohenliedes Salomonis, und unter dem Titel Warsagungh der Worffell oder Doppelstein eine Aufreihung von 54 meist vierzeiligen poetischen Auslegungen der verschiedenen Würfelwürfe.

Aber was die Szene beherrscht, sind Liebeslieder, und zwar Liebeslieder aller Schichten und Arten, abgerechnet höchstens die scherz- und schwankhaften oder parodischen Liebeslieder, wie sie im Ambraser Liederbuche so erfrischend den Fluß der Scheide- und Meidelieder unterbrechen. Solche Gedichte wagen sich nur in schüchternen Proben hervor; hier wird die vornehmere Schicht der Darfelder Handschrift fühlbar. Im übrigen stehen im Vordergrunde die sog. Gesellschaftslieder, die nach Inhalt und Stimmung noch immer die alte ritterlich-höfische Art spiegeln, wenn auch in einer eigentümlichen Mischung von Auflösung und Erstarrung, also jene unepischen, reflexionsmäßigen, immer noch mit den höfischen Begriffen der triuwe und êre, der nîder und kleffer spielenden, dabei aber doch ins Volksliedhafte abgeglittenen Gebilde, die man euphemistisch als Gedankenlyrik bezeichnet hat. Ihre Bedeutung fürs 16. Jahrhundert läßt sich einigermaßen vergleichen der Geltung, die im Volkslied der letzten Generationen den sentimentalen Kunstliedern des 18. Jahrhunderts zukommt. Es mag auch noch Ausdruck der gesellschaftlichen Schicht sein, der das Stammbuch angehört, wenn wir solche Lieder ausschließlicher als etwa im Ambraser Liederbuch das Feld beherrschen sehen. Eine eigene Note gewinnt die Sammlung dadurch, daß sie auch der kunstmäßigsten Form, in der zu jener Zeit und in jenen Gegenden die höfische Liederdichtung fortgebildet war, Eingang gewährt hat, das ist die Dichtung der niederländischen Rederijkers. Aber es ist doch ganz bezeichnend für den Geschmack des adligen Kreises, dem das Stammbuch entsprossen ist, daß diese gespreizte, fremdwortüberladene Modepoesie nur in vereinzelten Stücken vertreten ist. Im ganzen waren die poetischen Neigungen dieses Adels handfester, als daß sie elegantem Formenspiel besondere Reize hätten abgewinnen können. Das äußert sich auch darin, daß Dichtungen von zugespitzter meistersingerischer Künstlichkeit zwar nicht fehlen, aber doch auch nicht gesucht sind[2]). Eine gleichzeitige oberdeutsche Sammlung wie der Palatinus 343 zeigt in dieser Beziehung spürbar einen entwickelteren Geschmack. Kräftiger dagegen treten jene schlichteren Lieder hervor, wie sie die

1) Liliencron, Histor. Volksl. 2, Nr. 180.

2) Auf ein Stück dieses Bezirkes mag um seines inhaltlichen Interesses willen besonders hingewiesen werden: es ist ein tageliedartiges Gedicht mit dem Anfang Saturnus kald ist manichuald (Bl. 44 b), das eine ganze Reihe von Liebespaaren aus mittelalterlicher Poesie auftreten läßt; vergleichbar ist Nr. 154 bei Kopp, Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343.

Uhlandsche Sammlung in den Vordergrund schiebt und wie sie uns herkömmlich unter dem Begriff des alten deutschen Volksliedes gehen: Gheyn beter freudt up erden niet en is dan jegelick bye synnen buelen is, by synnen buell alleyne usw. oder: Ich had myr eyn gerdellyn gebowedt van ffyollen eyn gellen kley, das gerlyn yst myr vntffraren, das doet myr myn yongens heyrtzen so we usw. oder: Grois leith drege ich forborgen alinden jungen heyrtzen min, de mir tho jaer de leuesthe was, de isth mir nach kein fienth usw. oder: Dye maeyn steyt yn dem huchsten, dye soen haeyt sych oderdaen usw. oder: Ich armes kuitzelyn kleyne, myn gedancken syn mennichfolt usw. oder: Ich byn daer tho gebaren, das ich kein gelucke sall hainn usw. Oder ein Lied, das sich in der Überschrift als dantzlied bezeichnet: Nu willen wyr alle froelich syn in ehren, wyr willen froelich fruntlich syn, singen springen, hei wuchhei, in zucht vnd ehren usw.

Diese Tatsache verdient vielleicht unterstrichen zu werden: Lieder, die uns gemeinhin als Volkslieder gelten und die wir unwillkürlich mit niederen sozialen Schichten in Beziehung setzen, treten uns hier innerhalb der höchsten Schicht entgegen. Nun ist gewiß nicht in Zweifel zu ziehen, daß es damals Lieder gab, die durchstanden von der obersten bis in die unterste gesellschaftliche Schicht. Aber das muß man sich doch gegenwärtig halten, daß unsere Sammlungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert nach ihrem ganzen Charakter nicht geeignet sind, uns an das Volkslied tiefster Schicht heranzuführen. Denn woher stammen unsere Liederhandschriften? Aus Adelskreisen, aus geistlichen Händen, nicht zuletzt aus bürgerlichen, städtischen Kreisen. An das Lied des flachen Landes kommen wir durch sie nicht heran. Der Begriff des Volksliedes, wie ihn die moderne Volksliedforschung für das Lied unserer Tage geschaffen hat, und das Volkslied des 16. Jahrhunderts sind nicht ohne weiteres kommensurable Größen, — eine Tatsache, auf die immer wieder hingewiesen werden muß.

Fragt man, was die Handschrift rein materiell an Zuwachs zu dem bekannten Liedervorrat des 16. Jahrhunderts bringt, so wird man von vornherein nicht allzuviel Neues erwarten. Immerhin fehlen mir vorläufig noch für an die 40 Lieder die Gegenstücke, aber diese Zahl wird sich bei weiterer Umschau wohl noch verringern. Die Handschrift zeigt natürlich Übereinstimmungen mit jeder größeren Sammlung aus dem 16. Jahrhundert. Am stärksten sind sie bei dem sog. Ambraser Liederbuch, mit dem das Darfelder 25 Stücke gemein hat; mit Uhland und de Boucks niederdeutschen Liederbüchern teilt es 16, mit dem Antwerpner Liederbuch 9 Stücke. Diese Zahlen vermögen freilich kaum eine Vorstellung davon zu geben, wie es mit dem Anteil des hochdeutschen, niederdeutschen und niederländischen Liedes am Gesamtbestand der Darfelder Handschrift bestellt ist. Bekanntlich ist das allermeiste hochdeutschen Ursprungs, was in jenen niederdeutschen Liederbüchern steht; und auch im Antwerpner Liederbuch ist längst nicht alles rein niederländisches Gut. Aber auch aus der Liste der ursprunghaft niederländischen Lieder, die Alpers kürzlich aufgestellt hat[1]), erscheint das eine oder andere Stück in dem Stammbuch.

1) Nd. Zeitschrift f. Volksk. 5, S. 30.

Aber der Wert der neuen Quelle liegt nicht nur in dem Zuwachs an neuem Liedergut. Denn auch Stücke, die schon bekannt sind, erscheinen in ihr doch vielfach in beträchtlich abweichenden Fassungen. Die Lieder wollen hier freilich unterschiedlich beurteilt werden. Manches entstammt ganz deutlich einer gedruckten Quelle; so kommt z. B. das Lied vom König Ludwig von Ungarn[1]) völlig überein mit der Fassung in den Bergreihen. Herr Balthasar von Brederode hat es sich also bequem gemacht, als seine Braut oder Frau ihn um eine Eintragung bat. In der Mehrzahl aber tragen die Lieder alle Kennzeichen einer Aufzeichnung aus dem Gedächtnis: es sind wirklich mündlich verbreitete, gesungene Lieder, die die Handschrift füllen. Darum zeigen sie sich, und auch künstliche meistersingerische Stücke machen davon keine Ausnahme, vielfach in so gründlich zerstörter Gestalt. In diesem hohen Grade von Zersungenheit liegt für den Volksliedforscher vielleicht der reizvollste Zug des Denkmals. Es will ja bedacht sein, daß gedruckte Sammlungen wie das Ambraser Liederbuch Wert darauf legen mußten, möglichst lesbare, verständliche Liedertexte zu bieten: jene echtesten Volkslieder, die immer mehr oder weniger zerstört sind, gerieten dabei ins Hintertreffen. Die Hände, die unser Stammbuch schrieben, waren viel unbehinderter; ihnen fehlten literarische Absichten. Das gibt, wenigstens in den Augen des Volksliedforschers, dem Stammbuch einen Vorsprung gegenüber irgendwie literarisch orientierten Sammlungen.

Anders betrachtet, lassen die Stammbücher sich aber doch wieder auf eine Linie stellen mit jenen Sammlungen, die ein Einzelner sich zusammenschrieb und drucken ließ. Es geht einem vor einer Handschrift wie der Darfelder ein eigener Begriff des Stammbuches auf. Wer an jüngere Stammbücher denkt, schon der Renaissance, legt sich die Frage vor: warum haben sich Katharinas Freunde fast ausnahmslos mit langen Liedern eingezeichnet? Die Antwort lautet: Das Stammbuch war dazu bestimmt, Ersatz zu sein für ein gekauftes Liederbuch, es war der Weg, sich eine private Liedersammlung zuzulegen. Deshalb konnten sich in einem solchen Buch Eintragungen, die der Besitzer selbst vornahm, vereinen mit solchen von anderen Händen[2]); deshalb begegnet in der Darfelder Handschrift wiederholt derselbe Name unter immer neuen Liedern. So begreift es sich auch, wenn die Liedeintragungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, etwas völlig Unpersönliches haben, ganz anders als man es von einem rechten Stammbuchblatt erwartet.

Ein sehr viel persönlicheres Element steckt dagegen in den Sprüchen, die nicht immer, aber oft den Liedern beigegeben sind, zuweilen auch, nach jüngerer Art, für sich allein den Stammbucheintrag bedeuten. Wieviel eigener, unmittelbarer diese Gruppe von Einzeichnungen ist, erhellt auch daraus, daß in ihnen das Niederdeutsche sich oft stärker Geltung verschafft als in den zugehörigen Liedern. Diese Sprüche sind sehr zahlreich, einige sechzig, die Dubletten und Varianten nicht gerechnet[3]). Es ist nicht ohne Interesse, sie auf Gehalt und Geschmack hin zu studieren und mit den Liedern zu ver-

1) Liliencron, Histor. Volksl. 3, Nr. 403.
2) vgl. Kopp, Archiv 121, S. 259.
3) Unberücksichtigt bleiben auch die oft schwer deutbaren Sprüche, die nur durch die Anfangsbuchstaben ihrer einzelnen Worte angedeutet sind: zu dieser in unserer Handschrift noch mit Maßen gehandhabten Sitte vgl. A. Kopp, Euphorion 9, S. 622 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gleichen: so erst gewinnt das gesellschaftliche Bild, das aus der Handschrift aufsteigt, die rechten Farben. Fromme Denksprüche begegnen in größerer Zahl, daneben allerlei handfeste Lebensklugheit, öfter von der pessimistischen Meinung, die wir bei spätmittelalterlichen Moralisten gewöhnt sind (etwa: De truwe wyl faen, de moet werlych snelle wynde haen); die Abwehr des Neides, auch außerhalb des Kreises der höfischen nîder, spielt eine bedeutende Rolle wie überall in der populären Moralisation des Mittelalters (etwa: Meynger benyt dat he sycht, noch mot he lyden dat et geschyt). Großen Raum nimmt natürlich auch die Liebe ein, aber sie ist meist recht anders gefaßt als in den Gesellschaftsliedern: entweder mit Tiefe und Wärme (etwa: Keyn leyffer dan dych, dat wes gott vnd ych; Eyn ys eyn kleyn getal, eyn is my dye werl al; Een voer al vnde dye getrow); oder mit Laune, Keckheit und Derbheit (etwa: Gott helff myr myt ffrovden zo dyr; dych nuemer zo verlasen, es kom dan eyn ander zo masen; Wat acht ich vf der sunnen schijn, wal mir der main gnedich synn; Wen gedancken jonfferen druncken machden, man soldt sy selden nuchtern rachen). Die paar Sprüche von höfischer Bläßlichkeit kommen dagegen nicht an. Auch ein grobianischer Zug mischt sich gelegentlich in das Bild und beleuchtet den Abstand zwischen Lied und Leben. So trägt zum Beispiel Graf Joest von Schaumburg ein schmachtendes Liebeslied ein, das in eine Klage ausläuft über die verleumderischen falschen Zungen; dann aber läßt er das Sprüchlein folgen: He seedt an, de das lest, ich bin full gewest; und seine kühnen Schriftzüge sprechen zum mindesten nicht gegen dies Bekenntnis.

In dem ungewöhnlich Persönlichen liegt überhaupt ein ganz besonderer Reiz der Handschrift. Da ist allein schon der Unterschied der schreibenden Hände: solche, die kaum der Feder mächtig sind, wechseln mit sauberster Kalligraphie. Da sind alle möglichen zeichnerischen Beigaben, von den üblichen Minneemblemen bis zu ausgeführten Figuren. Da sind allerlei Versteckschriften, Rasuren und Korrekturen, aus denen man Temperament und Laune ablesen kann. Aber all das sind Dinge, denen sich mit Worten kaum mehr nachkommen läßt. Wer sich daran erfreuen will, muß zu der Handschrift selber greifen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN